Von der schulbank zum lehrstuhl

KF 29700

Digitized by Google

Greylock.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weber, Alfred

Von der Schulbank zum Lehrstuhl.

Tagebuchnotizen

eines

Alt-Elsässers.

Unsere Ideale müssen wir stets teuer erstehen, die besten aber am teuersten. J. 121.

Als Manuskript gedruckt.

Straßburg
Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)
1893.

Digitized by Google

KF 29700

Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Von der

Schulbank zum Lehrstuhl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn ich mich durch Mitteilung beifolgender Blätter der löblichen Regel überhebe, wonach derartige Aufzeichnungen entweder überhaupt oder mindeſtens bis zu des Verfaſſers Ableben im Pulte bleiben ſollen, ſo geſchieht es nicht ohne Bedenken und lediglich in der Erwägung, daß es ſich darin zumeiſt um Dinge handelt, die den Jüngeren unter uns, geſchweige den nach uns Kommenden, herzlich gleichgiltig ſein dürften. Wer kümmert ſich heute wohl noch, außer den betreffenden Familien- und lokalen Forſcherkreiſen, um die Brunner, Lichtenberger, Lamp, Lachenmeyer, Herrenſchneider? Wer wird im künftigen Jahrhundert einem Kampmann und Wilhelm Schweighäuſer, Wüſt und Roiſſac, Auguſt Stahl und Theodor Kreiß, allen den Stillen im Lande nachfragen, denen hier ein ſchlichtes Denkmal geſtiftet werden ſoll? Heute aber leben die Zeitgenoſſen zum Teile noch, die ſie gekannt und verehrt, beziehungsweiſe ihren jugendlichen Uebermut an ihnen ausgelaſſen haben; doch bedenklich genug lichten ſich von Jahr zu

Digitized by Google

Einzig und allein für sie, die sich an der Erinnerung jener längst entschwundenen Gestalten erfreuen, und selbstverständlich nicht für die Oeffentlichkeit ist das Büchlein geschrieben.

Möge es ihnen eine nicht unwillkommene Gabe sein.

D. V.

Digitized by Google

Meinen Lieben hier und dort.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die Eltern und Voreltern.

Der Haustradition zufolge stammt meine Familie aus dem Kanton Zürich. Der Enkel des um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von dort eingewanderten „Calviniſten“ [1] Hans W., Johann Gottfried W., war Stadtzimmermeiſter und bewohnte als ſolcher, im ſogenannten Zimmerhof beim ehemaligen Judenthor ein Haus, das alle ſeine Nachbarn überleben und erſt 1888 dem Pickel der Stadtverſchönerer zum Opfer fallen ſollte. Von ſeiner Gemahlin Suſanna Salomea Rudolf wurden ihm zwei Söhne: Samuel Reinhard, mein Großvater (23. November 1747), und Daniel Friedrich, der Großvater des noch lebenden vormaligen Baumeiſters Auguſt Stuber (31. Januar 1752), und vier Töchter, die Ehefrauen Ensfelder (in zweiter Ehe Wöhrlen) [2], Roth [3], Strohl [4] und Guthmann geboren.

Samuel Reinhard ſtudierte in ſeiner Vaterſtadt und in

---

[1] So bezeichnet ihn das „Bürgerbuch“ im Stadtarchiv. — [2] Urgroßmutter des Rechners Kieffer in St. Marx. — [3] Urgroßmutter der Gebrüder Ehrhardt in Schiltigheim. — [4] Urgroßmutter des Sanscritiſten Auguſt Barth in Paris.

Digitized by Google

Göttingen Philoſophie (ſpeziell Mathematik, die er zeitlebens als Nebenfach eifrig betrieb) und Jura, und wurde in Göttingen Dr. der Philoſophie, in Straßburg Lizenziat der Rechte. Außer den beiden zu dieſem Zwecke gedruckten Diſſertationen iſt von ihm ein Mémoire sur les Finances de la ville de Strasbourg (franzöſiſch und deutſch, 1789) erſchienen. Er trat 1783 in den Staatsdienſt als secrétaire de la chambre des économies et de celle des forêts, wurde 1786 Vorſitzender der Zunft zum Anker, 1788 secrétaire de la chambre des impôts und interprète de la chambre des contrats, 1790 als bisheriges Mitglied des Magiſtrats, officier municipal, 1792 procureur de la commune, endlich 1793, Präſident des Kriminalgerichts (tribunal révolutionnaire). Als ſolchen aber brachte ihn bald ſeine konſervative Richtung in Konflikt mit Eulogius Schneider, und nötigte ihn, nach einem heftigen Wortwechſel mit dem Exprieſter im Rathauſe zu Brumath, wobei dieſer in überraſchem Tempo die Treppe hinunterbefördert worden war, mit ſeinem Bruder Daniel Friedrich Straßburg zu verlaſſen. In einer Bauernhütte am Schneeberg verſteckt, wurde er verraten und gefangen nach dem Séminaire (damals Staats-Gefängnis) gebracht, wo er bis zum Sturze Robespierres (29. Juli 1794) verblieb. 1795 wurde er Richter am tribunal civil und 1797 Rechner (Schaffner) der milden Stiftungen, welches Amt er bis 1816 bekleidete. Aus Anlaß dieſer Ernennung zog er von ſeiner bisherigen Wohnung am Nikolaiſtaden nach St. Marx, das bis zu ſeinem Tode (15. Februar 1829) ſein Heim bleiben ſollte. Verheiratet hatte er ſich

Digitized by Google

meisters Fischer (zur Kette), und gingen aus dieser Ehe zwei Söhne[1] und drei Töchter[2] hervor.

Samuel Reinhard war von mittlerer Größe, rüstiger Gesundheit, sehr lebhaftem und heiterem Temperament, dabei leutselig und von großer Herzensgüte. Bis ins hohe Alter war seine Wohnung allwöchentliches Rendezvous befreundeter Männer, in deren Kreise mein Großvater Pfeffinger eine Hauptrolle spielte. Politisch und religiös huldigte man einer konservativen und restaurierenden Richtung. Abneigung gegen den Geist der französischen Revolution und deren Folgen für die Vaterstadt, sowie gegen das aus ihr hervorgegangene napoleonische Regiment war die Seele des Kränzchens. Von der religiösen Strömung der nachrevolutionären Zeit blieb W. nicht unberührt. Nicht nur für seine liebe Alt-St. Peterskirche, deren langjähriger Presbyter und Schaffner er war, sondern auch für das beginnende Bibel- und Missionswerk interessierte er sich in hohem Grade: er war eifriges Mitglied der Straßburger Bibelgesellschaft, deren Generalversammlungen er hochbetagt noch beiwohnte, und Abonnent des Basler Missionsmagazins, das er sich, als er fast erblindet war, regelmäßigst vorlesen lies. Auch seine pietas erga parentes bethätigte sich unter anderem dadurch, daß er alljährlich an seinem Geburtstage

---

[1] Der ältere lebte nur kurze Zeit und starb vor des Bruders Geburt. — [2] Nämlich Charlotte Henriette (1785—1846), in erster Ehe Frau Lobstein, in zweiter Frau Gerhardt; Julie Amalie (1795—1880), in erster Ehe Frau Frantz, in zweiter Frau Leblanc; und Sophie Wilhelmine (1800—1882) in erster Ehe Frau Ehrmann, in zweiter, Frau Gérard. Der langjährige französische Gesandte in Stockholm, Viktor Lobstein

Digitized by Google

(23. November) dem Geburtshause einen Besuch abstattete: ein schöner Zug, der es wohl verdient, im Gedächtnisse der Nachkommen fortzuleben.

Ohne jemals durch schwere Krankheit heimgesucht worden zu sein, starb er, nach kurzem Unwohlsein, im Kreise der Seinen (15. Februar 1829), nachdem ihm noch, zur Freude seines Lebensabends, der erste „Stammhalter", mein Bruder Karl geboren worden war (22. Februar 1828). Am achtzehnten des Monats ward er auf St. Helena zur ewigen Ruhe bestattet, wohin ihm seine Witwe am 20. Januar 1836 folgte.[1]

Sein Sohn Ludwig Reinhard, mein seliger Vater, geboren den 4. Oktober 1789, erhielt den ersten Unterricht im Gymnasium, lernte Handel im Hause Frank, dessen Inhaberin Freifrau v. Frank seine besondere Gönnerin war und bis an ihr Ende blieb, ging 1810 nach Orléans, wo er drei Jahre im Hause Rehm, Berthel und Cie. thätig war, kehrte 1813 nach Straßburg zurück, wo er seinem alternden Vater helfend zur Seite stand und 1816 im Amte eines Rechners der Civilhospizien nachfolgte, das er volle einundvierzig Jahre mit größter Treue und unermüdlichem Eifer verwaltete. Am 31. Oktober 1817 (dritte Säkularfeier der Reformation) verlobte er sich mit der Tochter des erwähnten Freundes meines Großvaters: Johanna Luise Pfeffinger. Infolge aber des am 15. Dezember desselben Jahres eingetretenen plötzlichen Todes

---

[1] Die Hauptmomente seiner öffentlichen Laufbahn, sowie derjenigen seines Bruders Daniel Friedrich († 22 April 1794) verzeichnet Et. Barth

Digitized by Google

Dr. Pfeffingers fand die Trauung erst am 17. Juni 1818 statt. Dieser Ehe entsprossen zwei Töchter[1] und drei Söhne.[2] Er starb, nach längerem Siechtum, am Jahrestage seiner Verehelichung (17. Juni 1866), in seinem Wohnhause und Eigentum in der Salzmannsgasse, wo er nach Niederlegung seines Amtes (1857) die W...schen Penaten untergebracht hatte.

Mein Vater besaß weder die körperliche Rüstigkeit, noch die unverwüstlich optimistische Gemütsart des Großvaters. Er war eben ein „Revolutionskind" und hatte schon im Mutterschoße die Schrecken der Zeit miterlebt. Trotzdem erreichte er durch musterhaft geregelte Lebensweise ein verhältnismäßig hohes Alter. Oft und lebhaft mußte er es bedauern, daß sein Vorhaben, nach Großvaters Vorgang Jura zu studieren — er war bereits bei der Faculté de droit immatrikuliert, als seine ohne Meldung erfolgte einstimmige Ernennung zum Schaffner von St. Marx eintraf — durch den Beschluß der Hospitalverwaltung vereitelt wurde. Aber rastloser Fleiß, peinlichste Pünktlichkeit und ein Ordnungssinn, der seines Gleichen suchte, waren für den Mangel an theoretischer Schulung reichlicher Ersatz. Mit seltener Gewissenhaftigkeit und in angestrengtester Arbeit hat er das Vermögen der Armen nicht nur gewahrt, sondern erheblich vermehrt, die Sparkasse, deren Hauptgründer und Orga-

---

[1] Sophie Luise, geb. 2. Mai 1819 vermählt 30. April 1856 mit C. Roy, Pastor zu Belfort-Giromagny, und Pauline Emilie, geb. 13. August 1821, gest. 1. Juli 1837. — [2] Karl Ludwig, geb. 22. Febr. 1828, gest. 26. Mai 1847; Emil Alfred, geb. 1. Juli 1835, und Ludwig Ernst, geb. 6. Juli 1840, vermählt 6. Juni 1878 mit Friedrike Emma Reußner.

Digitized by Google

nisator er war, Jahre lang unentgeltlich dirigiert, und ist ihm bisweilen die Last des Amtes recht schwer geworden, so durfte er sich doch einer Achtung und Popularität erfreuen, die seine Mühen reichlich lohnten. Selten hat auf einen Beamten das Schriftwort besser gepaßt, das der ehrenwerte Pfarrer Fuchs von Alt-St. Peter der Leichenrede zum Grunde legte: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Seine Witwe, meine selige Mutter, entstammte einer vielverzweigten oberdeutschen Familie, die sich in zwei Hauptlinien, teils in Sachsen, teils in der Schweiz und im Elsaß fortgepflanzt hatte. Den elsässischen Zweig der Pfeffinger finden wir, vom fünfzehnten Jahrhundert ab, in Schlettstadt durch Schultheiße, in Markirch durch Schmelz- und Bergherren, in Straßburg durch Zunftvorstände, Professoren und Geistliche vertreten. Die in den Wirren des vorhergehenden Jahrhunderts eingebüßten Standesrechte erhielt 1553 der wackere Bergherr Heinrich Pfeffinger zu Markirch aufs Neue verbrieft.[1] Seine Nachkommen machten indes, seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, keinen Gebrauch mehr davon. Verdientere Vertreter der Familie, der auch Friedrich Prechters des Aelteren Gattin, Susanna Pfeffinger[2] und Johannes Schenkbechers Ehefrau, Dorothea Pfeffinger[3] angehörten, sind, außer Heinrich: der Theologe und erste lutherische Superin-

Digitized by Google

tendent zu Leipzig, Johannes Pfeffinger,[1] der Jurist Johann Friedrich Pfeffinger zu Lüneburg,[2] die Straßburger Theologen Beatus Felix[3] und Daniel Pfeffinger,[4] die Mediziner Professor Dr. Johannes Pfeffinger[5] und Dr. Johannes Pfeffinger II., mein Großvater.

Letzterer, der Sohn des Universitätsprofessors Johannes Pfeffinger aus seiner am 30. Oktober 1757 mit Katharina Salomea Karth geschlossenen Ehe, war im damaligen Kanonikathause, Thomasplatz 3 (jetzt Elsässische Buchdruckerei), dessen Nutznießer sein Vater war, am 3. August 1758 geboren. Zwei Schwesterchen starben in zartester Kindheit, so daß er der einzige Sprößling blieb. Ein schöner, gesunder, aufgeweckter Knabe, erhielt er eine äußerst sorgfältige Erziehung, die seine glücklichen Anlagen frühe zur Entfaltung brachte. Zeichnen, Malen, Sammeln von Pflanzen, Schmetterlingen, Mineralien, Münzen u. s. w. war seine Freude. Er studierte Medizin auf den Universitäten Straßburg und Göttingen und in den Krankenhäusern Berlins. In Göttingen (1781) machte er bei Professor Leß die Bekanntschaft seiner künftigen Gattin,

---

[1] Geboren zu Wasserburg 27. Dez. 1493, † zu Leipzig 1. Januar 1573, bekannt durch seinen Anteil an den synergistischen Streitigkeiten. Sein Bild nebst Kopie in meinem Besitz. — [2] geb. zu Straßburg 1667, gest. 1731. Inspektor der Lüneburger Ritterschule und königlich-britannischer Rat, Verfasser eines in meinem Besitze befindlichen Pfeffingerischen „Stammbuchs", einer „Historie des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses" in 2 B., u. s. w. — [3] Probst zu St. Thomä. † 1553. — [4] 1661—1724. Bruder des Lüneburger Juristen, Prof. der Theologie und Kanonikus von St. Thomä. — [5] 1728—1782. Wie der Vorige Universitätsprofessor

Digitized by Google

Sophie Dorothea Imlin.[1] Nach vollendeten Studien und längerem Aufenthalte in Berlin und Paris, ließ er sich als praktischer Arzt in der Heimat nieder. Zwei Jahre nach des Vaters frühzeitigem Tode, heiratete er und bezog mit Gattin, Mutter und Großmutter Kürschner, das käuflich erworbene Haus Stallgasse 10 (Ecke der Knoblochgasse), das er bis zu seinem Tode bewohnte.

Durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, sowie durch sein leutseliges Wesen und seine bei den Jüngern Aesculaps nicht alltägliche hohe Wertschätzung des Lebens auch des ärmsten Klienten, erwarb er sich in Straßburg und weit über das Weichbild der Stadt hinaus eine Beliebtheit und Popularität, wie sie später etwa Reißeisen und Theodor Böckel besessen haben. Ueber jeden Kranken wurde Register geführt und manche Nacht im Studium ernstlicher Fälle durchwacht. Und in wie vielen solcher Fälle es ihm gelang Hilfe zu bringen, beweisen die Dankbarkeitsbezeugungen aller Art, die ihm zu Teil wurden.

Seine Erholung waren gelegentliche Ausflüge in die lieben Vogesen, besonders nach dem schönen Rappoltsweiler (wo er so gerne sein Leben beschlossen hätte!) und nach dem Odilienberg, dessen leidenschaftlichster Verehrer und gründlichster Kenner er seiner Zeit war. Der beliebte Arzt und Naturfreund war aber auch gewandter Zeichner und Maler, dazu Historiker und be-

---

[1] Geboren, als die jüngste Tochter des genialen Gold- und Silberkünstlers Imlin, den 6. April 1762. Das gelungene Pastellbild ihrer Eltern (also meiner Urgroßeltern) befindet sich im Besitz ihres Ururenkels, meines Vetters Dr. juris Paul Bögner. Die ältern Schwestern waren:

Digitized by Google

geisterter Vaterlandsfreund, und brachte von seinen Ausflügen Notizen, Skizzen, Aquarellen mit zurück, aus denen, unter Mitwirkung seines Vetters Imlin, schließlich ein illustriertes Vogesenwerk entstand. Dasselbe ist leider ungedruckt geblieben und befindet sich heute auf der Universitäts- und Landesbibliothek. Im Druck erschien indes ein ansehnliches Fragment des Werks: „Hohenburg oder der Odilienberg, 1812", das große Verbreitung gefunden und Pfeffingers Ruf als Lokalhistoriker begründet hat.

Ein flotter Straßburger und Göttinger Student, wußte er in spätern Jahren von manchem Schabernack aus der goldenen Jugendzeit zu erzählen, und hat sich auch im Mannesalter die angeborene Frohnatur nicht verleugnet. Nur blieb sie stets mit großer Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit gepaart. Die Revolution mit ihren Greueln und das Kaisertum mit seinen Hekatomben waren ihm in den Tod zuwider, und nicht ohne Absicht hat er seine Tochter Luise und seinen Sohn Ludwig genannt. Entschieden konservativ war er auch in religiösen Dingen, doch ohne engherzigen Konfessionalismus, wovon zu seiner Zeit überhaupt keine Rede war, denn wie mit Dr. Blessig, Pastor Ensfelder und mehreren protestantischen Geistlichen, so war er auch mit Abbé Kollmar, nachmaligem Bischof von Mainz und anderen Katholiken aufs herzlichste befreundet. Auch vermochte seine religiöse Richtung nicht der Vorliebe Abbruch zu thun, die er sein Leben lang für den großen Friedrich, den religiös indifferenten Herrscher, an den Tag legte. In Berlin hatte er ja den Alten des öftern gesehn und war Augenzeuge des herzlichen Verhältnisses gewesen, das sich in Branden-

Digitized by Google

Daß ihm, bei seiner gründlichen Abneigung gegen Napoleon, die Ereignisse von 1814—15 nicht unerwünscht kamen, und die im Elsaß einquartierten Verbündeten nicht als Feinde, sondern als Befreier des Landes erschienen, ist selbstverständlich. Viele dachten ja wie er und freuten sich mit ihm. Indes gestalteten sich die Dinge nicht nach dem Wunsche der altstraßburgischen Patrioten. Die Bourbonen kehrten zwar wieder, nicht aber die alte reichsstädtische Verfassung und verhältnismäßige Autonomie, deren sich Straßburg unter den Vorgängern Ludwigs XVIII. bis 1790 erfreut hatte. Pfeffinger, dem auch sonstige Enttäuschungen und Zurücksetzungen nicht fehlten, fing an zu kränkeln. Ein Asthma stellte sich ein, das dem stets gesunden und rastlos thätigen Manne — dreimal hatte er sich freilich in den Spitälern den Typhus geholt, ihn aber dreimal auch glücklich überwunden — qualvolle Stunden bereitete. Zwar erholte er sich scheinbar derart, daß er seinem Berufe wie ehedem wieder obliegen konnte, doch ereilte ihn am frühen Morgen des 15. Dezembers 1817 ein jäher Tod. Zwei liebe Töchterchen, Sophie[1] und Emilie,[2] und sein siebenjähriger hoffnungsvoller Liebling Johannes[3] waren ihm nach „St. Gallen" vorangegangen. Die Gattin folgte, nach zwanzigjähriger Witwenschaft, am 4. März 1837, sein zweiter Sohn, Johann Ludwig,[4] am 20. Juli 1842.

Als einziger Sprößling der Familie blieb meine Mutter, Johanna Luise,[5] übrig: körperlich und geistig ihres Vaters Ebenbild im Rahmen ächtester Weiblichkeit. Heitere Ge-

---

[1] † 22. April 1791. — [2] † 7. Dez. 1807. — [3] † 31. August 1794.

Digitized by Google

mütsart. tiefreligiöse Innigkeit, zärtlichste und stets opferfreudige Mutterliebe, eine Begeisterung für Natur und Kunst, wie sie eine Menschenseele kaum mächtiger durchglühen kann, vereinigten sich in ihr mit wunderbarer Lieblichkeit und Anmut. Damit verband sie die Festigkeit und Energie, den still und ergeben duldenden Sinn der Großmutter. Der herrschende Zug aber ihres Wesens war unendliches Wohlwollen, eine Güte und Freundlichkeit gegen alle Menschen, die geradezu einzig in ihrer Art war. Ich darf ihr mit gutem Wissen und Gewissen das Zeugnis ausstellen, daß ich sie, in den vierzig Jahren, die mir vergönnt war unter ihrem Dache zu leben, nicht ein hartes Wort über irgend Jemand habe aussprechen hören. Jedes Scheltwort, jede Trivialität, alles Gemeine und an Klatsch streifende berührte sie schmerzlich. „Unfriede ist mein Tod", pflegte sie zu sagen, wenn irgend eine Störung dem Familienfrieden drohte; „Kinder, es ist euer Vater, euer Bruder, euer Lehrer!" wenn einem unter uns ein Ausruf der Ungeduld oder eine respektwidrige Bemerkung entschlüpfte. Und das Wort wirkte stets klärend und versöhnend.

Möge der Geist selbstloser Liebe und allumfassender Güte, der diese herrliche Frau beseelte und sie uns als einen Engel aus besserer Welt erscheinen ließ, allzeit einigend und reinigend unter den Nachkommen fortleben!

Digitized by Google

II.

Die Kinderjahre.

Zwei Töchter und einen Sohn hatte sie bereits dem Gatten geschenkt, als ich, ihr viertes lebendes Kind, am 1. Juli 1835 das Licht der Welt erblickte. Vom Bruder und seinen Altersgenossen trennten mich sieben, von den Schwestern gar vierzehn, resp. sechzehn Jahre, so daß meine erste Kindheit ziemlich ohne Gespielen verlief. Dazu kam, daß Vaters Wohnung, St.-Marx, mit dem weiten Hofraum und Garten rings ums altertümlich klösterliche Haus, weder die Vorzüge des städtischen Treibens, noch die des Landlebens bot, obgleich es sie scheinbar vereinigte. Der Verkehr mit den Menschen und der mit der Natur waren in gleichem Maße erschwert. Der Vater aber war durch sein Amt in Anspruch genommen, und ich sah ihn in der Regel nur bei Tisch. Daher eine Neigung zum Grübeln und Brüten, eine frühzeitige Vorliebe für Betrachtung und Nachdenken, aber auch eine Eigenart des Empfindens und Vorstellens, die sich in zartester Kindheit entwickelte und teils meine Laufbahn, teils meines Lebens Leiden vorherbestimmte. Bei meiner übergroßen Empfänglichkeit für

Digitized by Google

unglücklich. Die Zerrbilder einer laterna magica erfüllten mich mit Abscheu, und noch zittert in meiner Seele der Horror nach, den mir Epinaler und Weißenburger Bilder einjagten. Jahre lang verfolgten mich im Traume zwei Hexen, „Mutter und Tochter", deren Konterfei ich zu meinem Unglück irgendwo zu Gesicht bekommen: Gespenster, die jetzt noch lebendiger in meiner Erinnerung vorhanden als manche erlebte Realität. War es der Feind unseres Glückes, der mir dessen reichste Quelle im Voraus vergiften wollte? Fast möchte ich es glauben. O diese Hexen! Kurz gesagt, meine Kindheit war nicht die unbedingt frohe jubelnde anderer Menschenkinder, und die Ahnung meines Loses warf zu früh auf sie ihre melancholischen Schatten.

Aber eine freudlose war sie keineswegs. Die Hauptwonnen brachte im Spätsommer die nie ausfallende Ferienreise, im Winter das liebe Weihnachtsfest. In keinem Hause Straßburgs wurde dieses brillanter gefeiert als bei „Schaffners" in St. Marx. Schon bei den Urgroßeltern im „Zimmerhof" wurde allwinterlich zum Christfest eine ganze Wand mit Tannenzweigen tapeziert und diese über und über mit Marzipan, Goldflitter und sonstigem Schmuck bedeckt. Bei Dr. Pfeffingers aber war die great attraction des Festes das liebe „Krippele", das Großvater mit eigener künstlerischer Hand für Kinder und Kindeskinder gezimmert. Alljährlich pflegte er irgend eine Aenderung damit vorzunehmen und den Kleinen damit eine Ueberraschung zu bereiten. Und als seine im Dienste der Vaterliebe unermüdliche Hand erkaltet, war es die gute

Digitized by Google

liche Sitte des Krippestellens aufrecht hielten. Jahr für Jahr, am heiligen Abend, kamen Kinder und Enkel nach der Stallgasse, an der alten Krippe neuem Glanze sich zu ergötzen und reichliche Bescherung nach St.-Marx zurückzubringen, wo am folgenden Morgen, 6 Uhr, in der trauten, unvergeßlichen „Kindstub", die Gaben der Eltern, um 11 Uhr die der Großeltern in Empfang genommen wurden. Ein fröhliches Familienmahl bei den Letzteren schloß die Feier.

Mit Großmutter Pfeffingers Tod (1837) kam leider auch die urgemütliche und hochpoetische Christabendfahrt nach der Stallgasse in Wegfall; das Krippele wanderte nach St. Marx, wo sich die Feier von nun an konzentrierte. Bis hieher, nicht weiter zurück, reichen meine persönlichen Weihnachtserinnerungen, die glücklichsten meiner Kindheit. Schon am Abende der vier Adventsonntage ertönte verheißend Christkindchens Glöcklein, und geleitete uns Mütterchen-Christkind — denn beide waren für uns eine Person — ins Schlafzimmer, auf dessen Betten kleine Bescherungen, meist Zuckerstücke für den Weihnachtsbaum, uns entgegenlachten. Hatte sich einer oder der andere Christkindchens Mißfallen zugezogen, so lag an Stelle des Zuckerstückes ein Zettelchen mit entsprechendem Verweis und strafender Warnung von Christkindchens Hand. Endlich, am heiligen Abend, öffnete sich nach dreimaligem Klingeln das Paradies! Das waren Empfindungen, Seligkeiten, die aller Beschreibung spotten. Den Höhepunkt erreichten sie, sobald das Fegefeuer des obligaten Weihnachtsvortrags („Ich steh' an deiner Krippe hier", „Es kam die gnadenvolle Nacht", „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", „Dies ist die

Digitized by Google

Nacht, da mir erschienen“ u. s. w.) glücklich überstanden war. Am Christmorgen folgte die zweite Beleuchtung mit der nachträglichen Gabe vom guten Pathen, Notar Hickel, die Weihnachtschokolade bei der Krippe mit dem lustigen Klappern der „Sandmaschinen“ als Tafelmusik, und zum Schlusse Papas Pfeifchen: alles so leuchtend, tönend, duftend und wohlschmeckend, wie nie mehr im späteren Leben. Eine Nachfeier fand am Abend des Stephanstages und am Neujahrsmorgen statt, mit nochmaliger Chokolade bei der Krippe und feierlichem Vortrag des Neujahrswunsches. Auch das traditionelle „Prof't Neujahr!“ und Abgewinnen des Neujahrstollens war in St.-Marx sehr im Flore und machte uns Kindern stets viel Spaß. Aber der Weihnachtszauber war dahin!

Den zweitglänzendsten Lichtpunkt in meinen Kindheitserinnerungen bilden die Reisen und Landaufenthalte. Eine von Großvater Pfeffinger ererbte unendliche Sehnsucht zog unsere Mutter nach den lieben Bergen hin, eine Art Heimweh, das bis ins hohe Alter bestand, ja in dem Maße sich steigerte, als die körperlichen Gebrechen seine Befriedigung erschwerten. Vater betrachtete die Natur mit nüchternerem Auge, war aber, bei den Anstrengungen, die ihm sein Amt auferlegte, des procul negotiis auf einige Wochen gar sehr bedürftig. Dazu kam die alles beherrschende Rücksicht auf Gesundheit und Entwickelung der Kinder, und so ging es jedes Jahr, bisweilen zweimal, in die nahe oder fernere Sommerfrische.

Meine ersten, aber unbewußten Ausflüge galten Baden-Baden (1835) und Niederbronn (1836). Das folgende Jahr

Digitized by Google

1837 war das einzige bis 1885, das für mich ohne Villegiatur verlief. Es war die année terrible im Leben unſerer Mutter. Eine im Januar epidemiſch aufgetretene Grippe (Influenza) befiel die ganze Familie, mit beſonderer Bösartigkeit aber die bereits kränkelnde Schweſter Pauline, und zuletzt noch die trotz Alter und Kränklichkeit täglich zum Beſuche nach St. Marx gekommene Großmutter Pfeffinger. Dieſe erlag ihr nach wenigen Tagen (4. März), unſere Schweſter nach vier Monaten ſchmerzhafteſten Siechtums. Acht Tage vor ihrem Ende noch, zu Johanni 1837, brachte ſie die bedauernswerte Mutter, auf Rat der Aerzte, ins Renchbad Petersthal, wo ſich aber ihr Zuſtand in einer Weiſe verſchlimmerte, die ſofortige Rückkehr zur dringenden Notwendigkeit machte. Bei glühendſter Hochſommertemperatur erfolgte die einen vollen Tag in Anſpruch nehmende Rückreiſe. Plagende Mückenſchwärme umſauſten den Wagen, unerträgliche Hitze und Durſt bei äußerſter Schwäche und erſtickendem Huſten marterten die Todkranke; ſie aber ließ keine Klage vernehmen, vertröſtete vielmehr noch die arme Mutter, als man den Rhein erreichte, auf baldige frohe Heimkehr und Geneſung. Wie ein ſchrecklicher Alp ſollte dieſer 30. Juni 1837 in ihrer Mutter Gedächtnis haften. Als ſie endlich, in St. Marx angelangt, die Treppe heraufgebracht wurde und ihren kleinen Liebling erblickte, umfaßte ſie mich mit überſchwänglicher Freude, herzte und küßte mich. Eine dunkle Erinnerung dieſes Wiederſehns iſt mir geblieben, obgleich das Bild der Verblichenen aus meinem Gedächtniſſe geſchwunden iſt. Am ſpäten Abend des folgenden Tages,

Digitized by Google

hatte sie ihr sechzehntes Lebensjahr nicht vollendet und zu ihrem unendlichen Leidwesen nicht konfirmiert werden können. Bei den herrlichen Anlagen des jugendfrischen, talentvollen und ebenso herzensguten als willensstarken Mädchens, war der Verlust für Eltern und Geschwister, insonderheit aber für ihr schon so vereinsamtes Brüderchen, ein unersetzlicher und folgeschwerer. Im Lichte ihrer Frohnatur hätte sich unser aller Leben heiterer gestaltet. Es hat nicht sollen sein!

Die folgenden Sommer 1838 und 1839 brachten mich nach dem Barrer Thale und nach Hangenbieten, wo ich vom trefflichen Schullehrer Eberhardt den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt; 1840, nachdem ich bei Tante G., am Fischmarkt, den Gutenbergsfestzug (25. Juni) hatte mitansehn dürfen, und der „Storch" mir am 6. Juli noch ein Brüderchen beschert, wieder nach Baden, 1841 nach Lichtenthal.

Mit 1842 beginnen die Schuljahre.

Digitized by Google

III.

Die Schuljahre.

Schon 1840 war ich eine Zeit lang in die Ferberſche Schule (enseignement mutuel) gegangen, die ſich eines guten Rufes erfreute. Der Verſuch erwies ſich indes als verfrüht. Ich erhielt wiederum Privatunterricht, diesmal von stud. theol. Colani, behufs Erlernung der Anfangsgründe des Franzöſiſchen, denn die Eltern ſprachen unter ſich und mit uns nur deutſch. Den übrigen Unterricht erteilte die ſorgſame Mutter. Sie hielt mit Recht große Stücke auf den Anſchauungsunterricht, gab mir aber ſtets nur Gutes, ja Auserleſenes (meiſt Stuttgarter und Augsburger Bilderbücher, die mir heute noch zur Freude gereichen), mit ſorgfältigſter Vermeidung alles Karrikierten und Geſchmackloſen. Von der heute überreichlich vertretenen illuſtrierten Kinderlitteratur, von den Guſtav Süß, Oskar Pletſch, Frölich u. ſ. w., die der Mutter Alter ergötzen ſollten, war damals noch keine Rede. Aber Hey's unübertroffene Fabeln mit Speckters Bildern waren da und erſetzten eine ganze Bibliothek. Sie waren meine erſte Lektüre, mein liebſter und getreueſter Jugendfreund. Auch

Digitized by Google

daran. Einen trefflichen Ratgeber hatte sie an Buchhändler Kräuter, der in derselben religiösen Richtung, dazu Feinschmecker in litterarischen und artistischen Dingen und von so großer Gewissenhaftigkeit war, daß er, wo ihm ein bei ihm lagerndes Werk nicht zusagte, rundweg von dessen Ankauf abriet. Leider mußte er an solchem Idealismus geschäftlich zu Grunde gehen. Ehre und Dank dem gewiß seltenen Kaufmann!

Endlich kam die vom „Professerle“ (wie mich scherzweise Tante G. zu nennen pflegte) längst herbeigesehnte Schulzeit. Am 15. Oktober 1842 wurde ich feierlichst ins Gymnasium zu Herrn Schweighäuser gebracht und von diesem dem Lehrer von Oktava, Herrn Kampmann zugeführt. Trotz der Jubiläumsfeierlichkeiten von 1838 — Bruder Karl war als Septimaner dabei — und der gelegentlich derselben der alten Sturmschen Schule entgegengebrachten allgemeinen (ja sogar offiziellen!) Sympathien, machte sie damals eine ziemlich traurige Figur. Zunehmendes Hinneigen zu französischem Wesen, politische und sonstige Rücksichten, aber auch objektive Gründe führten die Söhne des höheren Bürgerstandes in immer größerer Anzahl teils dem Pensionat Goguel,[1] teils dem Lycée royal zu, welche Anstalten sie rascher und gründlicher zu Franzosen zu machen vermochten, als das fast ausschließlich von Altstraßburgern geleitete Gymnasium. In den vierziger Jahren war das Patriziat im Gymnasium so gut wie gar nicht mehr vertreten, und nur wenige der protestan-

[1] Dasselbe bestand bis 1847, und bot, da der Direktor Protestant war, im Unterschiede vom Lyzeum den Vorteil einer französischen Erziehung ohne katholische Beeinflussung.

Digitized by Google

tischen Tradition treu gebliebene Familien der sogenannten besseren Stände hielten noch zur alten Schule. Die Mehrzahl der Zöglinge gehörte dem wackeren mittleren Bürger- und Handwerkerstande an. Ich erwähne dieses Umstandes, weil auch er dazu beigetragen hat, mich in einer gewissen Abgeschlossenheit von den Altersgenossen der tonangebenden Kreise zu erhalten. Besonders groß war das Mißverhältnis in den unteren Klassen, am größten in der untersten, damals Oktava. Und doch war gerade der Lehrer dieser Klasse, Herr Gustav Kampmann, vorzüglich, meiner Ansicht nach der vorzüglichste im damaligen Lehrkörper. Klein und schmächtig von Gestalt, mit gelblich bleichen, fast leichenhaften Zügen und kaum hörbarer Stimme, imponierte er durch Ruhe, Gemessenheit und Sicherheit des Auftretens, wie kaum ein anderer unter den Kollegen. Auch als Jugendschriftsteller, Verfasser von Sprachlehren und anderen Schulbüchern war er ausgezeichnet. Ich schloß mich an ihn mit der ganzen Wärme meines jungen Herzens an und ward ein so eifriger Schüler, daß ich schon bei Frühstück und Mittagstisch den Schulsack auf dem Rücken trug. Noch als Student und angehender Dozent suchte ich Kampmann des öftern auf und erfreute mich seines väterlichen Wohlwollens.

Weniger Erfolg hatte sein Kollege Adam Walter Strobel in Septima, der Verfasser der „Vaterländischen Geschichte des Elsasses" und gewiegte Kenner der altfranzösischen Litteratur, ein vielseitig und gründlich unterrichteter, von Geist und Humor strotzender Mann, aber mittelmäßiger Pädagog. Als ich daher im Januar 1844 an einem gastrischen Fieber mit Friesel

Digitized by Google

ſchwer erkrankte, nahm man Anlaß von der längeren Rekonvaleszenz, um mich vorläufig zu Hauſe zu behalten und gab man mir zum Hauslehrer den Kandidaten der Theologie und ſpäteren hochverdienten Direktor der Schule, Herrn Karl Friedrich Schneegans.

Im September kam ich wieder ins Gymnaſium, deſſen Klaſſen ich von hier ab ohne Unterbrechung durchlief.

Sexta und Quinta waren vorzüglich, die ſie leitenden Lehrer, Heinrich Bögner und Wilhelm Schweighäuſer, Schulmänner von echteſtem Schrot und Korn, in welchen ſich unſer Gymnaſium auf lange Jahre hin gewiſſermaßen verkörpert hat.

In Quinta begann für mich der lateiniſche Unterricht. Anfangs wurde das Latein noch deutſch ausgeſprochen, bis uns Magiſter Schweighäuſer eines Tages eröffnete, der Unterrichtsminiſter hätte von jetzt ab die franzöſiſche Ausſprache angeordnet. Die Art und Weiſe aber wie er es that, zeigte zur Genüge, wie widerwillig der kernfeſte Altſtraßburger dem Pariſer Befehle ſich fügte. Auch in Quarta lehrte er Latein und Rechnen. Wenn auch nicht Philologe vom Fach und ohne allen Anſpruch auf den Ruhm ſeines Namensvetters Johannes, legte der beſcheidene Mann dennoch einen guten Grund zu meinem Studium der Sprache Ciceros.

Griechiſch lehrte, von Tertia an, Lic. Heinrich Redslob, der Sohn des verdienten Theologen und Pſychologen: ein äußerſt gutherziger und vielſeitig gebildeter, aber kränkelnder Herr, dem des Amtes Laſt dazumal bereits ſchwer fiel. Erſt in Prima wurde er durch den geſtrengeren Seminarprofeſſor

Digitized by Google

Student hören und mich etwas gründlicher hellenisieren sollte.

Im Unterschiede vom heutigen Gymnasium mit seinen aus dem ganzen protestantischen Deutschland herbeigezogenen Fach- und Schulmännern, waren die damaligen Lehrer in der Mehrzahl Theologen, denen Lust oder Gelegenheit zum Pfarramte abging, auch solche, die der horror concionandi von der Kanzel fernhielt. Das Rekrutierungsfeld war ja, der politischen Verhältnisse wegen, ein sehr beschränktes. Rhein, Lauter und Birsig durfte man nicht, die Vogesen wollte man nicht überschreiten, um die geeigneten Kräfte zu gewinnen. Dazu galt das Gymnasium als Vorschule zu Seminar und theologischer Fakultät, und sollte ihm der Charakter einer kirchlichen und konfessionellen Schule möglichst gewahrt bleiben. Ward es doch von einem damals ausschließlich aus Theologen bestehenden Körper, dem protestantischen Seminarium, verwaltet, welches die Professoren wählte und wiederum einer kirchlichen Behörde, dem Direktorium, zur Ernennung vorschlug. Die ausnahmsweise nichttheologischen oder außerelsässischen Kreisen entlehnten Kräfte waren ohnehin von sehr ungleichem Werte.

Unser Historiker von Quarta ab war Strobels verdienter Mitarbeiter an der „Vaterländischen Geschichte“ und Mitdulder in pædagogicis, dabei begeisterter Republikaner. Unbeschreiblich war die Freude des guten Alten ob der Februarrevolution 1848 und der Ausrufung der Republik. Ich war Tertianer und machte mit den Kameraden den ganzen Schwindel der damaligen Feste mit, zuletzt im September die zweite

Digitized by Google

Säkularfeier der „Wiedervereinigung" des Elsaß mit Frankreich.[1] Aber ach wie bald! Schon vor Jahresschluß, in Sekunda, verkündigte uns der greise Lehrer, in höchster Erregung und mit bebender Stimme, daß Prinz Louis Napoleon Bonaparte zum Präsidenten der Republik gewählt worden sei. „Un prince, stöhnte und wiederholte er des öftern, wie einst Augustus sein Vare, redde legiones! Un prince, un prince! Des rrrépublicains élire un prince!" Der Schlag war zu heftig für seine durch fortdauernden Schulunfug überreizten Nerven, und veranlaßte die ihm bald darauf gewährte Quieszierung.

Auf ihn folgte der bisherige erste Lehrer der neugegründeten Nona, ein begabter, lebensfrischer licencié-ès-lettres, dessen ganze bewegliche Erscheinung dem Gegensatze zu hergebrachter Routine und Schlendrian drastischen Ausdruck verlieh. Die Verwaltung hatte den glücklichsten Griff gethan. Unsers neuen Historikers Vortrag war fließend, interessant, lehrreich, und verhalf in kürzester Frist zur Wiederherstellung der unter dem Vorgänger bedenklich gelockerten Disziplin.

Eine äußerst charakteristische Persönlichkeit war der französische Lehrer in den oberen Klassen, Henri Roissac, dessen Bild sich mir bis ins kleinste Detail, bis zum unvermeidlichen Schleimklümpchen, das auf der Unterlippe perlte, mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt hat. Er war der einzige Vollblut-Franzose im Lehrkörper, deshalb κατ' ἐξοχήν „der Welsche" benamt, dazu der denkbar echteste Typus des Süd-

1 Einen geharnischten Protest aus bekannter Altstraßburger Feder

Digitized by Google

länders. Mittelgroß, eher klein, mit dichtem, schwarzem Haar, braunem Auge, bronzierter Gesichtsfarbe, runden und vollen Formen, elastischem Gange und fast weiblich graziösen Bewegungen, war er es schon in seiner äußeren Erscheinung. Vollends aber machten ihn dazu seine Denkart, seine Neigungen, seine Gewohnheiten. Die Theologie, die er zu Straßburg studiert hatte, perhorreszierte er als unschönen, geisttötenden Formelkram und verfehlte keine Gelegenheit, uns von ihr abwendig zu machen. Der schönen Litteratur dagegen war er von ganzer Seele zugethan. Seine Vorliebe für altfranzösisches Schrifttum begründete denn auch ein herzliches Freundschaftsverhältnis mit Strobel, an dessen Seite man ihn täglich, während der «récréation» und über dieselbe hinaus, plaudern sehn konnte, und dem er am 28. Juli 1850 eine tiefbewegte Grabrede hielt. Ein abgesagter Feind aller steifen Form und Pedanterie, war er nur selten auf dem Katheder zu sehn, vielmehr beliebte er es, mitten unter seinen «gamins» auf einem der Schreibtische, die Füße auf der Bank, Platz zu nehmen, über irgend ein Lieblingsthema zu improvisieren, oder die berühmten Lachszenen aus Molière's «Bourgeois gentilhomme», «Malade imaginaire» u. s. w. mit schauspielerischer Meisterschaft vorzulesen. Welcher Beliebtheit er sich bei uns fünfzehn- und sechzehnjährigen Zuhörern erfreute, kann man sich darnach denken. Gerade diese aller Form spottende Nonchalance machte ihn zum unbedingten Herrn seiner Klassen, so unbedingt wie nur Schweighäuser und Kampmann. Vom Schulmeister keine Spur, aber ein Meister der Schule. Damit kam es allerdings zu keinem strammen, in sich zusammen-

Digitized by Google

hängenden Unterricht. Seine Lehrart war rhapsodisch wie seine Lebensweise, so daß er zwei-, drei-, zehnmal einen Gegenstand, beispielsweise seine sprichwörtlich gewordene «grammaire générale», in Angriff nehmen konnte, und ihn zwei-, drei-, zehnmal, nach wenigen Stunden, wieder fallen ließ. Echtester Südländer endlich in seinen Neigungen und Abneigungen, war er freundlich und bon enfant mit den Freunden und Günstlingen, voll bitteren Hohnes und beißenden Spottes gegen die Objekte seines Mißfallens, und wehe dem, der sich dasselbe zuzog!

Während der Allbeliebte nach Kräften und mit bestem Erfolge unsere Französierung betrieb, — ging er doch in seinem patriotischen Eifer so weit, daß er uns aufforderte, durch ausschließlichen Gebrauch der „Nationalsprache" auch die Eltern zum Französischsprechen zu nötigen, — geschah für die Muttersprache herzlich wenig. Hatten wir diese in den unteren Klassen noch leidlich gut gehandhabt, so verlernten wir sie jetzt mehr und mehr. Die Stundenzahl für Deutsch war ja die niedrigst mögliche (2), und der bis 1848 damit betraute Gelehrte, trotz vielseitigen und gründlichen Wissens, nicht der Mann, der uns für die Sache begeistern konnte. Ein ganz tüchtiger, in hohem Grade anregender Dozent — weil in ihm selbst das „heilige Feuer" loderte — war sein Nachfolger, der jugendfrische und redegewandte Kandidat Friedrich Riff in Sekunda, der leider wie ein Meteor an uns vorüberging. Der unübertreffliche Lehrer in Sexta und Quinta, der nach Riffs Abgang die Stelle übernahm, war in seinem Vortrage nach Anleitung des Pischon'schen „Leitfadens" zu nüchtern und litterarisch zu einseitig, als daß er sich mit Rollfac und dessen

Digitized by Google

weltmänniſcher Cauſerie hätte meſſen können. Doch unter der ſchlichten Hülle ſchlug ein warmes Herz, und gerade Prof. Bögner war es, der weckend auf mich einwirkte. Als ich einmal aus Bequemlichkeit — da es mir damals in der That leichter war — den Plan zu einem deutſchen Aufſatz franzöſiſch abzufaſſen mir erlaubte und ſo dem Lehrer einhändigte, warf er mir entrüſtet das Blatt ins Geſicht, mit den Worten: „Schäme dich, deine Mutterſprache zu verleugnen!“ Und der Hieb ſaß. Mutter und Mutterſprache, das packte, und ich fühlte mich im Innerſten getroffen, ohne mir übrigens eines Vergehens bewußt zu ſein, das eine ſo derbe Rüge verdient hätte. Uns Jungen ward ja in demſelben Schulſaale das Franzöſiſche eindringlichſt empfohlen, das Deutſchreden als üble Gewohnheit vorgehalten, die wir baldmöglichſt ablegen ſollten. Für das Kind aber gibt es, nächſt den Eltern, keine höhere ſittliche Autorität als die Lehrer. Was dieſe gebieten, iſt gut und löblich, was ſie verbieten, ſchlecht, alſo derart, daß man ſich deſſen zu ſchämen hat. Und ſo entwickelte ſich in uns Kindern jener Uebergangszeit (die man mit durchlebt haben muß, um ihre Gegenſätze zu begreifen) wirklich und thatſächlich eine Art Schamgefühl, das uns vom Deutſchen abzog. An ein Verleugnen und Preisgeben väterlichen Erbguts dachten wir bei Leibe nicht, im Gegenteil. Dieſes Gefühl aber, das in den damaligen Verhältniſſen ein ganz und gar „natürliches“ war, brachte Bögners Quos ego plötzlich mit einem anderen mächtigeren in einen Konflikt, der ſich in den folgenden Seminarjahren zugunſten des Letzteren entſchied. Wie ſollte ich nicht

Digitized by Google

Mathematik war von Sekunda ab in ausgezeichneter Weise durch Prof. Wüst vertreten, der, ursprünglich Theologe und in den theologischen Wissenschaften gründlich unterrichtet, den nicht leicht zu erringenden Grad eines licencié-ès-sciences physiques et mathématiques erworben hatte, und nach außen und innen den nordischen Gegensatz zu Roissac bildete. Dort alles abgerundet und glatt, hier alles, bis zu des Halses eigentümlich brüsken Drehbewegungen, straff, kantig, unvermittelt. Dabei gerecht und wohlwollend gegen alle ohne Ansehn der Person, in Amt und Arbeit von peinlichster Pünktlichkeit, Regel- und Ordnungsliebe, und im Bunde mit seltener Bescheidenheit ein mathematisches Genie, das jeder Universität zur Zierde gereicht hätte. Nur war die Mittelschule nicht der geeignete Ort, wo es voll und ganz zur Geltung kommen konnte. Die Disziplin, die Disziplin! Bei seinem Kollegen *** ließ sie ja auch zu wünschen übrig. Jenem aber stand eine Riesenfaust zu Gebote, und man wagte keinen direkten Angriff. Meist war es sein unglücklicher, gleichfalls schon bejahrter Zylinder, der als Sündenbock herhielt, und von den Keckſten unter uns mit meuchlerischen Federmesserstichen bearbeitet wurde. Er muß indes von gleich zähem Stoffe gewesen sein, wie sein Besitzer, denn das Martyrium dauerte Monate lang, ohne allzubedenkliche Spuren zu hinterlassen. Bei Prof. Wüst lag die Sache anders und bedenklicher. Ach! es war ein Jammer, den Kampf mitanzusehn, den der Aermſte jahrelang mit den bösen Rangen zu bestehn hatte. Nicht selten mußten ihm barmherzige Kollegen zu Hilfe kommen. Bisweilen aber raffte er sich wieder zu unbeugsamer Strenge auf, und die einzige

Digitized by Google

„retenue", die ich mir während meiner neun Gymnasialjahre zugezogen, sie wurde von ihm, dessen Herzensgüte gleich groß war wie sein Genie, über mich verhängt. Das Nachsitzen galt in den obersten Klassen als besonders empfindliche und ehrenrührige Strafe, weil sie der Delinquent in einem und demselben Lokale mit sämtlichen Nachsitzenden der unteren Klassen absitzen mußte. Die Aufsicht hatte lange Zeit der schneidige zweite Lehrer in Sexta, Freiprediger Michael Ledermann. Nach neunjähriger Immunität zur guten Letzt noch das „Café Ledermann" betreten zu müssen, das war hart. Ich flehte, flehte, mündlich, schriftlich, mit dem ganzen jugendlichen Pathos, dessen ich fähig war. Der sonst so milde war unerbittlich. Es bedurfte der freundlichen Vermittlung einer dritten Person, um ihn schließlich zu erweichen. Für die wenn auch spät und mühsam erfolgte Begnadigung sei dem am 11. Dezember 1879 heimgegangenen Lehrer mein nochmaliger warmer Dank ins Jenseits nachgesandt!

Daß sein Unterricht ein durchaus methodischer und klarer war, bedarf kaum der Versicherung. Ich machte unter seiner Leitung, trotz meiner sehr geringen Befähigung für Mathematik, ganz bedeutende Fortschritte. Auch die Kandidaten der Theologie Herdner (genannt Wöpfer) und Leblois, die mir längere Zeit vortrefflichen Privatunterricht erteilten, förderten mich sehr. Indes war es, unter den mathematischen Disziplinen, doch nur die Geometrie, die ich mit Lust und Leichtigkeit bewältigte. Sie entsprach meinem angeborenen und durch Anschauungsunterricht sorglichst gepflegten Formensinn, der mir auch beim Zeichnen — Linearzeichnen lernte ich bei

Digitized by Google

Schweighäuser, Freizeichnen bei Karl Schuler im trauten „Kolleim“ — sehr zu statten kam.

Entschieden Freude hatte ich an der Physik, und das Glück in dieselbe von einem der bedeutendsten Physiker Frankreichs, Professor Münch, eingeführt zu werden, dem vielleicht, wie auch Wüst und unserem genialen Musiklehrer Philipp Hörter, nur französischer chic und französische Suada fehlten, um unter den gefeiertsten Größen der Hauptstadt zu prangen. Bei demselben Gelehrten (sowie später bei Prof. Charles Gerhardt) hörte ich auch Chemie, doch nicht im Gymnasium selbst, sondern im Lokale der früheren École industrielle in der Schwesterngasse, wo der uneigennützige und im besten Sinne liberale Mann — die ihm gewährte Entschädigung war unbedeutend — zweimal wöchentlich die Früchte seines Forschens dem lernbegierigen Publikum zum Genusse bot. Dies aber ehrt ihn ganz besonders, daß er auch des gemeinen Mannes nicht vergaß, und nach beendigter französischer Stunde dieselbe für die des Französischen nicht mächtigen in deutscher Sprache wiederholte. Seinem Unterricht in physicis legte er Pinaud's «Programme d'un cours élémentaire de physique» zu Grunde, ein vortreffliches Buch, das ich eifrigst studierte, und noch heute, zur Erinnerung an hoffnungsvollere Zeiten, gerne durchblättere. Es fehlte nicht viel dazu, daß Physik mein Fachstudium geworden wäre.

Die Anfangsgründe der Kosmographie wurden uns von Prof. Wüst beigebracht. Geographie wurde in den unteren Klassen eifrig und planmäßig getrieben: in Oktava Straßburg und Umgebung bis Vogesen und Schwarzwald, in Septima

Digitized by Google

und Sexta Europa, insbesondere Deutschland, dessen buntscheckige Karte mir so gut bekannt war, daß 1858 mein Berliner Freund und Gönner Trauttwein darüber in Staunen geriet, in Quinta die außereuropäischen Weltteile und Frankreichs sechsundachzig Departemente und sechsundachzig chefslieux, die uns Schweighäuser ebenso gründlich eintrichterte, wie die damalige Straßburger Köchin dem kapitolinischen Vogel sein tägliches Welschkorn. In den oberen Klassen aber fiel der geographische Unterricht fast ganz fort. Am Vorabende des Baccalauréat eine rasche Wiederholung, das war alles.

Die beschreibenden Naturwissenschaften, Mineralogie, Botanik, Zoologie, fehlten leider im Lehrkreise der Lateinklassen, während sie allerdings in den daneben bestehenden Realklassen (École des connaissances pratiques) durch Prof. botan. Kirschleger, den wackeren Magister Friedreich des Otte (Zetter)'schen „Elsässischen Samstagsblattes" vertreten waren. Desgleichen fehlte — und dies war und ist eine schreiende Lücke im Gymnasialunterricht — die Physiologie. Als wir die Schule verließen, wußten wir genau was Ostrakismus und Amphiktyonen, Daktyl, Jambe und Anapäst, und hatten kaum eine Ahnung vom Unterschied zwischen Nerv und Muskel, Vene und Arterie. Und wie gerne hätten wir doch davon gehört! Wie ein Leckerbissen mundete uns das bischen Mineralogie, das der gute Schweighäuser uns beibrachte, und in lebhaftester Erinnerung bleibt mir die Stunde, in welcher uns Professor Baum, der den Religionsunterricht in den höheren Klassen übernommen hatte, bei Anlaß einer Psalmstelle den Mechanismus des Blutumlaufs erklärte.

Digitized by Google

Daß ich studieren würde, stand längst fest, und daß ich „Professor" werden sollte, hatte vor Jahren schon Sibylle Tante G. prophezeit. Es handelte sich aber um die Wahl des Faches. Geschichte und Geographie, Philologie und Physik zogen mit ziemlich gleicher Stärke. Oberprima, damals «Classe de philosophie», brachte die Entscheidung, und es war die Wissenschaft, deren Namen sie führte, die den Sieg davontrug. In ihr fand ich ja alle übrigen wieder. Der mit dem philosophischen sowie mit dem höheren lateinischen Unterricht betraute war der jüngere Bruder von Prof. Gustav Kampmann, der licencié ès-lettres und frühere Theologe Adolf Kampmann, eine stattliche Erscheinung mit bleichem, schmächtigem Gesicht, aber kräftigem Körperbau und einem Gange und Auftreten, in welchem sich größte Energie, Entschlossenheit und Männlichkeit kundgab. Sein cognomen war danach «Haisch, der Mann" — die künftigen Theologen lernten bereits in Oberprima Hebräisch — und mit der Disziplin hatte es keine Not. Sein Unterricht war vorwiegend akroamatisch, in der Weise der akademischen Vorlesungen. Es waren freie Vorträge ex cathedra, die von uns zu Hause redigiert und in der folgenden Stunde verlesen resp. mündlich wiederholt wurden. Eines Handbuchs bediente er sich nicht. Dem «Programme du baccalauréat» gemäß trug er, in einem Schuljahre, Psychologie, Logik, Ethik und philosophische Theologie (théodicée) vor, verbreitete sich aber so sehr über die erste und wichtigste Partie, daß ihm für die anderen wenig Zeit übrig blieb. Religiös gehörte er der streng orthodoxen, philosophisch der spiritualistischen Richtung der französischen Schule an, und

Digitized by Google

geriet dadurch nicht selten in Widersprüche, indem er, z. B. als orthodoxer Protestant, das Verdienst der Werke negieren, als Philosoph es behaupten mußte; als Christ der Gnade, als Spiritualist der Freiheit das Wort redete. Wir stutzten. Es kam zur Kritik und Opposition, die sich aber, dem gestrengen Herrn gegenüber, nur selten und schüchtern ins freie Feld herauswagte. Besonders angelegentlich und mit seelsorgerischer Eindringlichkeit suchte er uns von der Substanzialität und Immaterialität der Seele und von der Nichtigkeit der materialistischen Gegengründe zu überzeugen. Seine Polemik war schwach, die Argumente sämtlich der Waffenkammer des hergebrachten cartesisch-schottischen Spiritualismus entnommen, für uns Neulinge aber im höchsten Grade anregend. Wir nahmen Partei, die einen für, die anderen wider den Lehrer und diskutierten dessen Vorträge, während der Pausen und wo sich immer Gelegenheit dazu bot, mit dem Feuereifer und der unendlichen Kompetenz sechzehnjähriger Weltweisen. Für mich aber insbesondere war Kampmanns Unterricht nicht nur fruchtbringend, sondern geradezu ausschlaggebend in der nunmehr zu treffenden Wahl der Laufbahn.

Den feierlichen Abschluß des Schuljahres bildeten die in der Regel um den 11. oder 12. August stattfindende Preisausteilung im großen Auditorium der Neuen Kirche und das darauf folgende Turnfest auf dem „Grasboden". Einmal — es war im Revolutionsjahr 1848 — war ich Primus und schwelgte bereits in der Hoffnung eines «prix de supériorité». Aber siehe da, die Verwaltung verfügte, in Ansehung der politischen Verhältnisse, daß wir diesmal, behufs Linderung der

Digitized by Google

Pariſer Arbeiternot, auf die Preiſe freiwillig (!) zu verzichten hätten. Groß war die Enttäuſchung und unſere Begeiſterung für die Republik bedeutend herabgeſtimmt. Zum „Troſt“ mußte ich eine der Tagesſtrömung entſprechende Poeſie: «Le serment des trois Suisses» von Mad. Amable Taſtu coram publico deklamieren, wobei mir der leidlich gute franzöſiſche Accent, den ich meinen trefflichen Repetenten Heinrich Paira und Edmund Saigey verdankte, zu ſtatten kam.

Bei den Turnübungen erntete ich wenig Lorbeeren. Der jüngſte in faſt allen Klaſſen, ward ich von den Kameraden ſtets „erdrückt“ und überholt. An ihren Spielen nahm ich denn auch, ſowohl aus dieſem Grunde als infolge meiner erwähnten Eigenart, nur ſelten teil, und wenn es eben nicht anders ging. Uebrigens war man ſehr auf meine körperliche Entwicklung bedacht. Ich lernte Fechten, Schießen, Schwimmen, Schlittſchuhlaufen. Nur Terpſichorens anmutige Kunſt blieb unberückſichtigt: eine Lücke in der ſomatiſchen Erziehung, die ich in der ſpäteren Jugendzeit unliebſam genug empfand, da auch ſie dazu beitrug, mich geſellſchaftlich zu iſolieren, und denjenigen gegenüber, die himmliſche Roſen ins irdiſche Leben flechten und weben — ſollen, zum Sonderlinge zu ſtempeln.

Bald nach dem Schulſchlußakte ging es dann mit den Eltern in die Sommerfriſche, von 1842 ab nach Rothau. Dort trafen wir alljährlich im Pr...ſchen Hauſe, den Vetter und nächſten Verwandten der Mutter, Herrn St., mit der Gattin dem trefflichen hochbegabten Sohne und den vier Töchtern, die meiner Schweſter treue Schweſtern, meinem Bruder und mir

Digitized by Google

liebe Tanten waren: Pauline, das Urbild zarteſter Weiblichkeit; Julie, eine allerliebſte Brünette, voll Mutterwitz und Herzensgüte; Luiſe, die geiſt- und lebensfriſche, unentwegt heitere, und Amalie, die ernſte, vielgeſchäftige Martha neben Maria-Pauline, an Seelenadel den Geſchwiſtern ebenbürtig. Täglich ſchloſſen ſich uns die Kouſinen zu weiteren Ausflügen ins Gebirge an. Vater und Mutter waren noch wohlauf und gut zu Fuß, und frohen Mutes ging es, heute nach dem Donon oder nach der Ferme Le Grand und der Ruine La Roche, morgen nach den Quellen (I quelles) oder der Rothlach (Meckert), dem Neunterſtein, Hohwald und Hochfeld (Champ du Feu oder Fé), am liebſten aber und häufigſten zum ſchriftgelehrten Mennoniten Augspurger („Abraham") auf Salm, der ſamt Ehefrau („Sarah"), Nichte Lene und Schwiegervater Gerber, mit dem ungeheueren Weißbart und den ſtechenden braunen Augen, zu meinen charakteriſtiſchſten Jugenderinnerungen gehört. Bei Augspurgers wurde denn auch alljährlich am 25. Auguſt der Ludwigstag, des Vaters, der Mutter und der Schweſter Namensfeſt, fröhlich begangen. Eine ſchöne wolkenloſe Zeit, doch nur für uns Kinder, denn im Herzen der Eltern regte ſich eine neue ſchwere Sorge.

Mit Beginn der vierziger Jahre fing mein Bruder Karl, bei allzu raſchem Wachſen, zu kränkeln an und mußte ſeitdem ſeine Gymnaſialſtudien des öfteren unterbrechen. 1845, im Frühſommer, ging er nach Lichtenthal, 1846 mit der Mutter nach Gais, wo er ſich ſcheinbar erholte und kräftigte. Es war aber Täuſchung, und am 26. Mai 1847 folgte er ſeiner

Digitized by Google

ideal angelegte Jüngling paßte wenig in diese Kampfeswelt. Ihm fehlte die nervöse Ausrüstung, die im Verkehr mit den Altersgenossen zu frohem Selbstbewußtsein gelangende Lebenskraft. „Ein Gast und Fremdling auf Erden", war sein Tod ein „Heimgang" in des Wortes vollster Bedeutung.

Dieser Sterbefall, der erste, dessen ich Zeuge war, machte mir einen tiefen Eindruck. Ein Gefühl der Vergänglichkeit des Daseins, wie es der Knabe Siddartha Sakja nicht inniger und schmerzlicher hat empfinden können, eine Schwermut bemächtigte sich meiner, die mir alle Freude, selbst die genußreichen Abende im Zirkus Bastien-Franconi, der im Winter 1847—1848 hier weilte, verbitterte, und auch dem damaligen Weihnachtsfeste — es war das erste, das ohne unseren Karl, und deshalb in anderem Zimmer begangen wurde — nicht weichen wollte. In anderen Verhältnissen und Zeitläuften wäre ich ins Kloster gegangen. Meine Schwester Luise, die von der älteren Geschwistergruppe nun allein übrig blieb, hatte, im Anschluß an die Mutter, den Kranken mit rührender Liebe gepflegt und ihm im bangen, schweren Todeskampfe, wie ein Engel in Gethsemanesnöten, zur Seite gestanden. Sie war lange Zeit untröstlich.

Zur Erholung ging sie mit den Eltern und Brüderchen Ernst auf einige Wochen nach Badenweiler, wo ich, unter Geleit des Freundes und Repetenten Karls, Kandidat Kaltenbach, die Familie abholen durfte. Auf der Rückreise nahmen wir den Umweg über Basel und betraten so zum ersten Male — nur Mutter war im Vorjahre dort gewesen — den Boden der uns so unendlich lieb gewordenen Schweiz.

Digitized by Google

Noch einmal ging es dann nach dem Steinthale. Aber Rothau, ohne den lieben Heimgegangenen, hatte seine Reize verloren, und als es sich im folgenden Jahre 1848 um die Wahl der Sommerfrische handelte, setzte Mutter eine längst gehegte Lieblingsidee beim Vater durch und bewog ihn, nicht ohne starken Widerstand des sorglichen Haushalters, einmal doch auch nach dem Lande der Väter zu ziehen. Vaters Kousine, Witwe St., eine stattliche und sehr kluge alte Dame, deren Tochter Wilhelmine in Bern mit Prof. botan. W. verheiratet war, unterstützte sie dabei mit erfolgreichster Beredsamkeit.

Die am 23. August angetretene Reise ging über Basel, das Münsterthal, die Pierre-Pertuis, Solothurn, Bern und Thun nach Interlaken. Zu meinen nachhaltigsten Jugendeindrücken zählt der Augenblick, wo ich, in Thun, zum ersten Male das Dampfschiff betrat, und dieses, bei ertönender Glocke, mitten in der wundervollen Alpenszenerie, in schaukelnde Bewegung geriet. Es war das Zauberschiff, das die Seligen ins Elysium hinübertrug. Als wir in Interlaken ankamen, war die Jungfrau in dichtesten Wolkenschleier gehüllt, am folgenden Morgen aber, als sich dieser allmählich lüftete, ihr Anblick so unerwartet und überwältigend, daß auch Vater einen Ausruf der Bewunderung nicht zurückhalten konnte. Mutter aber sah den Himmel offen, und Freudethränen verklärten ihr Auge.

Nach achttägigem Lustwandeln in den Vorhöfen ging es dann, mit dem kundigen Alpenkenner Professor W. und seiner Frau, die uns, samt ihrer Mutter, Frau Witwe St., von Bern aus besuchten, ins Heiligtum: Lauterbrunnen, Wengernalp,

Digitized by Google

Grindelwald, Meyringen, und über Brienz und den Brienzersee nach Interlaken zurück. Und damit unserer Naturseligkeit auch der Mensch nicht fehlte mit seiner Qual, geriet Vater zum Schlusse, durch die unverschämten Forderungen der Führer, in höchst prosaische Streitigkeiten, die erst vor dem Amtsgericht im Schlosse Interlaken zum befriedigenden Austrage kamen.

Die düsteren Gedanken waren allmählich gewichen, meine Ferienfreude aber trotzdem keine ungetrübte. Die Sekunda, in die ich nun eintreten sollte, war, mit ihren neuen Lehrern, die imponierendste der oberen Klassen, und, trotz des (verfehlten!) ersten Preises in Tertia, den eigentlich Herr Saigey, nicht ich, verdient hatte, fühlte ich mich kaum promotionsfähig und tüchtiger Vorbereitung bedürftig. Als daher, auf der Rückreise, noch ein Aufenthalt im „Affen" zu Bern genommen wurde, machte ich kurzen Prozeß, bestieg den Basler Eilwagen — denn Eisenbahnen gab es in der Schweiz noch keine — und rollte, ein dreizehnjähriger Reisender, allein der Heimat zu. Ich hatte indes die Rechnung ohne den Wirt gemacht, nämlich ohne das unvermeidliche Heimweh nach der Schweiz und den dort weilenden Lieben, und dieses kam so mächtig zum Ausbruch, daß, bis zu ihrer Rückkehr, von ernstlicher Arbeit kaum die Rede sein konnte. Lange Zeit und, in Wahrheit, noch heute wurmt mir jener excès de zèle, wodurch ich mir die erste und herrlichste Schweizerreise um Kaisers Bart verkürzt. Und doch hatten mich meine Ahnungen nicht getäuscht, denn gesteigerte Nervosität nötigte nur zu bald den neuen Sekundaner sich von mehreren Stunden in der Woche dispensieren zu lassen.

Digitized by Google

Der Monat Oktober brachte eine folgenreiche Neuerung in unser Familienwesen. War dieses in sprachlicher Beziehung ein beinahe ausschließlich deutsches geblieben, so gewann dagegen in nicht wenigen Familien, auch in den uns befreundeten, das französische mehr und mehr die Oberhand. Die Alten sprachen zwar unter einander immer noch deutsch, in den gebildeten Ständen sogar vielfach noch hochdeutsch, mit den Kindern aber, und diese unter sich, französisch. Auch in St. Marx wurde die Notwendigkeit einer entschiedeneren Anpassung an die politischen Verhältnisse wiederholtermalen, doch immer ohne Erfolg ins Auge gefaßt. Denn wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen lustig fort, wenn auch Roissac's Mahnungen beiderseits zu wirken begannen. Es bedurfte einer „höheren Macht" um die renitente Natur zu zügeln, und diese erschien in der Person eines jungen Franzosen, C. R., der am 10. d. Mts. mit einem Empfehlungsschreiben unseres Basler Freundes, Herrn Zumbrunn, bei den Eltern vorsprach. Derselbe hatte sich in der Anstalt Glay (im Mömpelgardischen) und in Basel auf das akademische Studium vorbereitet und wollte nun in Straßburg das Bachelier-Examen bestehen und Theologie studieren. Sein schlichtes, Zutrauen einflößendes Wesen gefiel den Eltern. Sie boten ihm eine Hauslehrerstelle an, die er gerne annahm, und von nun an mußte, wenigstens bei Tisch und in Mentors Gegenwart, französisch gesprochen werden. Der neue Hausgenosse erfüllte in erwünschter und, wie sich zeigen wird, dauernder Weise die Lücke aus, die der verewigte Bruder Karl hinterlassen hatte. Auch die Ferienreise gewann an ihm einen regen Teilnehmer.

Digitized by Google

1849 ging diese abermals, und alle folgenden Jahre wieder (bis 1872), nach der unwiderstehlich gewordenen Schweiz, und zwar diesmal nach Seewen bei Schwyz, auf den klassischen Boden zwischen Vierwaldstätter- und Lowerzer See, Mythen und Rigikette. Die Wohnung war klein und enger als bei Rubin in Interlaken, aber die Pension gut und reichlich, und — ein Hauptpunkt wo sechs Reisende aus einem Beutel schöpfen — die Preise spottbillig, sodaß es keines besonderen Aufwandes von Beredsamkeit bedurfte, um den Vater zu bewegen, immer und immer wieder (bis 1856) zu der mütterlich sorgsamen Frau „Hauptmännin" Beeler-Schuler zurückzukehren. Seewen, liebes Seewen mit den schattigen Obstbäumen, den unabsehbaren grünen Triften und friedlichen Heerden, Lowerz mit deinem stillen See, von der Goldauer Nekropole melancholisch umrahmt, Steinen, Schwyz, Ingebohl, und du, unvergleichliches Brunnen, mit den schneegekrönten Felskolossen hoch über deinem zauberischen Wasserspiegel, mit deinem gastfreundlichen „Adler", wo der «oste galantuomo» Oberst Aufdermaur und Schwester Agathe uns so oft mit ihrem lieblichsten Lächeln begrüßt und mit Gesang und Klavierspiel erfreut, wo Diday malte, Bulwer dichtete, die Herzogin von Orléans und ihre Söhne von Frankreich und verlorenen Kronen träumten! Welch Heimweh erfaßt mich, wenn ich euer gedenke, und wie unwiderstehlich drängt sich auf meine Lippen des Bündner Sängers Klage: Traute Heimat meiner Lieben!

Im Frühjahr 1850, am Gründonnerstag (28. März), wurde ich, nach achtjährigem Religionsunterricht, von Pfarrer

Digitized by Google

Härter, Guſtav und Adolf Kampmanns Schwager, konfirmiert. Im richtigen Gefühle, daß in religiöſen Dingen die Frau die kompetentere iſt, hatte Vater auch unſere religiöſe Erziehung ganz und gar der Mutter überlaſſen, und, obgleich langjähriger Kirchenpfleger und Schaffner von Alt-St. Peter, ohne Widerrede ihrem Wunſche willfahren, uns Kinder durch den gefeierten Prediger der Neuen Kirche unterrichten zu laſſen. Pfarrer Härter übte, vermöge ſeiner hohen geiſtigen Begabung und nicht minder durch ſeine äußeren Vorzüge, einen mächtigen Einfluß aus. Sein feuerſprühendes Auge wirkte bezaubernd, ſeine Erſcheinung in hohem Grade imponierend. Dazu kam eine Rednergabe, die ſelbſt jenſeits des Rheines ihres Gleichen ſuchte. Meine Mutter verfehlte keine ſeiner Predigten und meine Schweſter war eines der eifrigſten Mitglieder ſeines in Abſicht auf das zu ſtiftende Diakoniſſenwerk geleiteten „Dienerinnenvereins". Auch für mich gab es, wie nur einen Arzt, nämlich unſern lieben Dr. Theodor Böckel, ſo nur einen Pfarrer, und das war Pfarrer Härter. Pfarrer und Doktor waren mir nomina propria. Predigte Härter nicht, ſo predigte „Keiner". Sein Unterricht, den ich, wie erwähnt, ſeit 1842 und noch zwei Jahre über die Konfirmation hinaus befolgte, erwies ſich beſonders dadurch fruchtbar, daß er uns die Kernſtellen Alten und Neuen Teſtaments memorieren ließ, und damit einen Schatz von unberechenbarem Werte fürs Leben ſicherte. Im Uebrigen war er, wie auch Härters Predigten, überwiegend dogmatiſch, und der Gedankenkreis, in welchem ſich ſeine Dogmatik bewegte, ziem-

Digitized by Google

ganze Theologie, glühende Jesusliebe die mächtige Triebfeder seines Wesens und Handelns, ihre Kehrseite eine freilich nicht minder lebhafte Abneigung gegen die Widersacher, die ihn bisweilen den Unterschied zwischen Ansicht und Person übersehen ließ. Die aber daran Anstoß nahmen, hätten bedenken sollen, daß ein liberaler Härter, daß ein Mann, der nicht wie er aus dem Zeuge der Märtyrer und Heiligen, der Paulus und Augustinus geformt gewesen wäre, auch kein Diakonissenwerk ins Leben gerufen hätte. Willensstark und unbeugsam den Widerstrebenden gegenüber, war er dies doch keineswegs aus Egoismus. Von Eigenliebe und kleinlicher Eitelkeit war in ihm keine Spur. Nicht ich, sondern Christus lebt in mir, dies Wort des Apostels galt auch von ihm buchstäblich: er liebte Jesum und sonst nichts in der Welt. Aber diese ausschließliche Jesusliebe kam seinen Mitmenschen zu gut, denn er diente ihnen um des Herrn willen und hat sich durch Gründung des Diakonissenhauses ein Denkmal gesetzt, wie es tausend anders gesinnte nimmermehr vermocht hätten. Mit seiner transzendenten Weltansicht paßte er kaum noch in unsere glaubensleere Zeit, und mit seiner ganz und gar deutschen Bildung, erst recht nicht mehr in die hiesigen Verhältnisse, wie sie sich seit 1848 gestaltet hatten. Denke man sich ihn in anderen Zeitläuften geboren, er stünde zweifelsohne als Stern erster Größe am Himmel der Christenheit. Aber auch so noch glänzt sein Name, wenn ihm auch keinerlei offizielle Auszeichnung zu Teil geworden, unter Straßburgs besten und größten Söhnen.

Es ging nun in rascherem Tempo dem gefürchteten

Digitized by Google

Bachelier-Examen zu. In der Nähe aber zeigte es sich gar nicht so schrecklich, als ich es mir seit Jahren ausgemalt. Eine Laune des Zufalls wollte, daß ich in Mathematik (wo ich auf Geometrie fiel) ganz gut, in Philosophie dagegen (wo ich über den mir noch ganz unbekannten »Contrat social« von Rousseau befragt wurde) herzlich schlecht bestand. Dies änderte aber nichts am Schlußergebnis, und am Abende des 22. Juli 1851 legte ein überglücklicher Baccalaureus den langen Weg von der Akademie nach St. Marx zurück.

Digitized by Google

IV.

Die Hochschule.

Für Philosophie, Philologie und Geschichte, die in Frankreich sogenannten «lettres», hatte Straßburg zwei unabhängig von einander bestehende Schulen: die Faculté des lettres und die auf das theologische Studium vorbereitende philologische Sektion des Séminaire protestant. Ich hörte zunächst in beiden (1851—53).

Unter den sechs Professoren der Faculté des lettres war der Philosoph, Paul Janet, der einzige, der sich einer größeren Zuhörerschaft erfreute: ein schmächtiger redegewandter junger Mann — er war zugleich Jurist, — dessen Haupthaar mit 28 Jahren bereits durch angestrengte Denkarbeit gelichtet war. Seine Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie in ihren Beziehungen zur Politik sprachen mich besonders an. Ein Hauptwerk, das ihm den Weg zur Sorbonne ebnen sollte, ist daraus hervorgegangen. Die übrigen Dozenten zogen wenig, und mußten sich, im besten Falle, mit einem Dutzend Zuhörer begnügen. Der Dekan der Fakultät, der geschmeidige und korrekte Delcasso, der uns Horaz und Cicero, De Republica interpretierte und Colin, der seiner

Digitized by Google

Grobheit wegen im Bachelier-Examen gefürchtete Lehrer der griechischen Litteratur, hatten dazumal drei, sage drei ständige Zuhörer und einige Hospitanten, der gelehrte und stets dienstbereite «professeur de littérature étrangère» F. W. Bergmann, einige Jünger mehr, die er, wie seinem vielseitigen Wissen, so dem Interesse verdankte, das dem von ihm vertretenen und in Frankreich gar zu stiefmütterlich behandelten Fache entgegengebracht wurde. Bei Lafitte, der französische Litteratur, und Cuvier, der Geschichte vertrat, hospitierte ich blos. Jener, bis 1848 Prediger in Metz, war ein hochaufgeschossener Sanguiniker, nicht ohne Aehnlichkeit mit Voltaire, aber wissenschaftlich nicht bedeutend; dieser, ein sehr beliebter geist- und einflußreicher Freiprediger, der sich aber — er wußte kaum wie ihm geschehen — in die chaire d'histoire verirrt hatte, und sich unter Umständen, wie der ebenso witzige als von Herzen demütige Mann selbst erzählte, veranlaßt sah, sein Auditorium «monsieur» anzureden. Uebrigens im Gegensatze zum religiös und politisch radikalen Lafitte ein eifriger Förderer des «Réveil» und langjähriger Freund Härters. Diese Herren hielten wöchentlich je zwei Stunden (cours) und eine «conférence». Das war alles. Ihre Bücher freilich stellten sie uns in liberalster Weise zur Verfügung, da die Bibliothek der Fakultät mehr als unzulänglich war. Alles in Allem, das dürftigste und schattenhafteste Institut der Welt, diese Straßburger Faculté des lettres!

Heimischer als in den öden Räumen der Akademie fühlte ich mich in den dichtgefüllten Hörsälen des protestantischen Seminariums. Da lehrten, in der propädeutischen Abteilung,

Digitized by Google

Willm und Matter Philoſophie, Stahl Geſchichte, Haſſelmann griechiſche Litteratur, Theodor Kreiß griechiſche und lateiniſche Litteratur, Baum (bis 58 Extraordinarius) Latein, Reuß Hebräiſch. Alle Elſäſſer reſp. Rheinländer und von bewährter, zum Teil immenſer Erudition.

Joſeph Willm freilich, der Verfaſſer der «histoire de la philosophie allemande», eine anſehnliche vorwärts gebückte Geſtalt mit finſterer Denkerſtirn à la Descartes, war bereits eine Ruine. Die Vorträge des einſt ſo rüſtigen Mannes waren nur noch mühſames Ableſen ſeines vortrefflichen «Précis encyclopédique des sciences philosophiques», mit einigen dürftigen Erklärungen. Ein Gehirnleiden nötigte ihn bald zu häufigen Unterbrechungen derſelben, und ſchon am 7. Februar 1853 betteten wir ihn in St. Helena. Aber Matter, der um ein Jahr ältere gewiegte Hiſtoriker des Neuplatonismus und Gnoſtizismus, war noch in voller ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit. Zwar ſeine anſpruchsvollere Perſönlichkeit war uns weniger ſympathiſch, auch hatte er als Lehrer nur geringen Einfluß, da ein Privatverkehr mit uns nicht ſtattfand. Anregend indes und ſehr beſucht war die «Société philosophique», die er allwöchentlich präſidierte, und wobei es zu lebhaftem und ganz zwangloſem Gedankenaustauſch kam. Auch ſein Sohn, Albert Matter, ein gewandter Dialektiker von entſchieden chriſtlicher Richtung, beteiligte ſich an der Diskuſſion, und trug viel zu deren Intereſſe bei.

Nach Willm's Tod wurde als zweiter Lehrer der Philoſophie der Verfaſſer von „Jordano Bruno" und «Histoire

Digitized by Google

berufen, den ich noch ein Semester hörte (Sommer 1853) und, trotz der kurzen Dauer meines Schülerverhältnisses zu ihm, den Männern beizählen muß, die auf meine philosophische Entwicklung den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt haben. Auch er war Spiritualist von der französischen Schule, vertrat aber, im Gegensatze zu Cousin's Rationalismus, mit aller Energie die Willenslehre Maine de Biran's, und gab dadurch den ersten Anstoß zu meiner eigenen Richtung, obgleich ich erst auf dem Umwege durch die Hegel'sche Schule zu der Weltanschauung meiner reiferen Jahre gelangen sollte. Leider war die Gesundheit des freundlichen und scheinbar blühenden Mannes durch das aufreibende Pariser Treiben bereits untergraben, und schon am 31. August 1856, kaum 41 Jahre alt, erlag er in Nürnberg, auf der Rückreise von Karlsbad, einem Schlaganfalle.

Ein wie gründliches und umfassendes Wissen die genannten Gelehrten auch besaßen — denn Gelehrte waren sie in erster Linie, Matter auf dem Gebiete der alten, speziell der gnostischen, Willm und Bartholmeß auf dem der neueren Philosophie — überwogen wurde es weit durch die stupende Erudition des Geschichtsprofessors August Stahl. Der äußerst originelle „Hulaku", mit der trotzigen Stirn und dem struppigen Haare, beherrschte angeblich neunzehn Sprachen, unter andern Chinesisch, Sanscrit und Zend, die er in Paris als Sekretär Sylvestre de Sacy's sich angeeignet hatte, und so riesenhaft war sein Gedächtnis, daß er, nach einmaliger Lektüre des ersten Bandes von Humboldt's „Cosmos", denselben ungefähr auswendig

Digitized by Google

konnte nicht vergessen. Eigenartig, wie seine ganze Erscheinung, war auch sein stets freier Vortrag. Er begann mit leiser, fast unvernehmbarer Stimme, steigerte sie aber mehr und mehr bis zum donnernden Fortissimo. Seine des öftern wiederkehrenden Zitate frappanter Stellen aus alten Autoren platzten wie Granaten, und wirkten stets in hohem Grade erheiternd. Dabei lauschten wir aber mit gespanntester Aufmerksamkeit der, trotz der mangelhaften Form äußerst fesselnden Rede. Stahl excellierte in der Darstellung der Schlachten. Unvergeßlich ist mir die Stunde, in der er uns, mit der Sachkenntnis und Begeisterung eines Strategen, Hannibals Sieg bei Cannä beschrieb. Er war überzeugter Schüler von Ritter, dessen Anwendung der Geographie auf die Geschichte den Schwerpunkt seines Unterrichts bildete. Es war aber deshalb eine besondere und recht seltene Freude ihn anzuhören, weil er, dank seiner sprachlichen Polymathie, alles aus den Quellen zu schöpfen imstande war, und, soweit diese ihm zugänglich, auch wirklich schöpfte. Auch deshalb, weil in ihm, bei aller Eigentümlichkeit des Vortrages, von selbstgefälliger Manier und eitler Pose auch nicht die leiseste Spur vorhanden war. Er lebte der Wissenschaft, und ihr allein. Nur schade daß er, teils infolge frühzeitiger Erblindung, teils vielleicht aus Mangel an plastischem Talent, nicht dazu kam, die Fülle seines Wissens in einem umfangreicheren Werke zur Darstellung zu bringen, und deshalb in Deutschland sowohl als in Frankreich wenig bekannt war. Die Verehrung aber und Freundschaft, die ihm, an seinem Lebensabende, von seinen Kollegen der wiedererstandenen Universität Straßburg, insonderheit von einem

Digitized by Google

Gelehrten wie Nöldeke entgegengebracht wurden, besagen zur Genüge weß Zeugs der Mann war. Ehre seinem Andenken!

Der Lehrer der klassischen Philologie, Theodor Kreiß, war infolge eines Jugendunfalles verwachsen und in hohem Grade asthmatisch. Auf dem verunstalteten Körper aber saß ein Charakterkopf, würdig von einem Holbein oder van Dyck verewigt zu werden. Fein geschnittene leidende Züge, geistsprühende blaue Augen und ein leicht ironisches Lächeln um den schön geformten Mund spielend. Wenn er auf dem Katheder saß, waren den vor ihm Sitzenden nur dieser Kopf und der stets gehobene Zeigefinger der rechten Hand sichtbar, etwa wie bei seinem Berliner Kollegen Ranke. Ein tüchtiger Philologe deutscher Schule, war er, unter den damaligen Straßburger Professoren, der wenigen einer, die noch ein fließendes Latein sprechen konnten, und las er auch eine Zeitlang in dieser Sprache. Daß er bei Erklärung von Pindar, Plato und Lucrez, mit sichtlichem Behagen und strikteſter Vermeidung des litterarisch-philosophischen Gebietes, auf den μέν und δέ, quid und quod herumritt, gereichte ihm, bei der Oberflächlichkeit des damaligen philologischen Unterrichts in Frankreich, weit mehr zum Lobe als zum Tadel. Hätte ich klassische Philologie zum Fachstudium gewählt, ich hätte mir, trotz der geringen Zahl der Stunden, die er seiner Gebrechlichkeit wegen geben konnte, keinen besseren Lehrer wünschen können. Seine reichhaltige in Rot und Grün gebundene Bibliothek, die er dem Seminarium vermachte (mit dessen Bibliothek sie 1870 unterging!) stand uns stets zur Verfügung. Er war außerordentlich dienstfertig und selbstlos, und wußte auch seine

Digitized by Google

Studenten zu uneigennütziger Dienstleistung anzuspornen. Ich war bereits in der theologischen Sektion, als er mich eines Tages zu sich beschied. „W., sagte oder richtiger stöhnte er mich an — denn alles Sprechen war ihm Anstrengung — wären Sie geneigt Unterricht zu geben?" — „Jawohl, Herr Professor", lautete die freudige Antwort. — „Und nun, lieber W., eine zweite Frage: „Wären Sie geneigt diesen Unterricht gratis zu erteilen?" . . . O weh! ich war gefangen, und von einem Entrinnen keine Rede mehr. Der junge Franzose aber, der ein Jahr lang von mir auf's Bachelier-Examen vorbereitet wurde und es glücklich bestand, hat mir dieserhalb ein ebenso dankbares Andenken bewahrt, als ich selbst dem trotz des kleinen Kniffes so edlen und wohlwollenden «Pi».

Einfach und anspruchlos wie ein Landschullehrer war der Professor der griechischen Litteratur Karl Hasselmann, vormaliger «principal» des Collège oder Gymnasiums zu Buchsweiler (von uns Studenten wegen seiner nordwestdeutschen Aussprache „S-tachel" genannt). Wie Stahl und Kreiß, so blieb auch er schriftstellerisch unfruchtbar und dem größeren Publikum um so unbekannter, als er Jahre lang — angeblich wegen Krankheit — die Schwelle seiner Wohnung nicht überschritt. Wir mußten zu ihm kommen um Sophokles, Thukydides u. s. w. bei ihm zu hören. Nur einmal zu jener Zeit — in den sechziger Jahren las er wieder im Seminarium — nämlich beim Begräbnis seines ältesten Sohnes hat er auf wenige Stunden das Haus verlassen, wo er mit der nicht minder schlichten und herzensguten Frau, den zahlreichen Sprößlingen

Digitized by Google

und dem lieben Pfeifchen (denn er war, wie auch Stahl, ein gewaltiger Raucher vor dem Herrn) ein beschauliches Stillleben führte. Den Studierenden war er der wohlwollendste Ratgeber und Freund, und auch mich knüpfte bald an ihn, auf Grund gemeinsamer Ideale, ein vertrauteres Verhältnis. Seiner deutschkonservierenden Richtung gab er dadurch Ausdruck, daß er, so wie auch Baum und Reuß, in beiden Sprachen lehrte.

Den nachhaltigsten Einfluß übten auf uns „Füchse" die beiden letztgenannten, durch innige Freundschaft verbundenen Professoren aus, und zwar nicht allein durch ihre trefflichen Vorlesungen — Extraordinarius Baum interpretierte Horaz, Seneca u. s. w., Reuß altes Testament, — sondern namentlich auch durch die von ihnen geleitete „philologische Gesellschaft," die jüngere Schwester der „theologischen Sozietät", die derselbe Reuß mit dem damaligen Privatdozenten Dr. Eduard Cunitz präsidierte. In diesen Vereinen wurde nur deutsch gesprochen, und auch sonst bedienten sich Reuß, Baum, Cunitz, Hasselmann im Verkehre mit den elsässischen Studierenden keiner anderen Sprache. Wie leuchtete der Geist, sprudelte der Witz der beiden Vorsitzenden! Es war wie elektrisches Prickeln und Funkensprühen zwischen positivem und negativem Säulenpole. Baum's Humor war derb und saftig wie der Luther's, an den sein gewaltiger Kopf, seine gedrungene Gestalt, sein energisches Wesen erinnerte, der Reuß'sche scharf und beißend wie der Mephisto's. Es waren lehr- und genußreiche Stunden, diese Mittwochabende im Parterresaale des alten Pfarrhauses in der Salzmannsgasse.

Digitized by Google

Am Schlusse des Sommersemesters, in den ersten Augusttagen, wurde, nach der gemeinsamen Schlußsitzung, in der Regel von beiden Sozietäten, unter Anführung von Reuß, Baum und Cunitz, ein Ausflug in's Gebirge — meist in den Schwarzwald — unternommen. 1853 galt es, das fünfundzwanzigjährige Anniversarium der Gründung der theologischen Gesellschaft durch Reuß und Bochinger feierlich zu begehen. Es geschah mit einem wohlgelungenen und allen Teilnehmern in bestem Andenken gebliebenen Ausfluge nach der Ruine Windeck und dem Bad Hub bei Ottersweier.

Mir aber war dieser Tag zugleich der feierliche Abschluß meiner „Philologenjahre".

Ob ich auf dieselben mit gleicher Befriedigung zurückblicken durfte, wie auf die beiden Primajahre? Zwar die Lehrer waren ausgezeichnet; Kollegia hatte ich fleißig gehört, nachgeschrieben, eingepaukt und die halbjährlichen Examina leidlich gut, die philosophischen zur vollen Zufriedenheit meiner Lehrer bestanden; ein Aufsatz über Clément Marot hatte mir Baum's besondere Gewogenheit erworben, und nicht minder ermutigend hatte sich Matter bei Gelegenheit einer für seine Conférence geschriebenen Arbeit „über den Begriff Substanz" geäußert. Und dennoch waren diese beiden Jahre, im Vergleich mit den voraufgehenden, mehr Bummeljahre, als eine Zeit ernsthafter Arbeit und zielbewußten Fortschreitens gewesen. Der Uebergang von der heilsamen Gebundenheit des Gymnasiasten zu fast schrankenloser „akademischer Freiheit" war zu rasch, zu unvermittelt. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, war ich plötzlich mir selbst und meinen Jugendlaunen überlassen. Es fehlte

Digitized by Google

hinfort die einheitliche und sichere Führung, der leitende Kompaß, — im Gymnasium war das Bachelier-Programm trotz seiner Schattenseiten immerhin ein solcher, — es fehlten die Repetenten mit ihrer Anregung, und — last not least — die seminaristische Erklärung der großen philosophischen Autoren, wie sie auf deutschen Universitäten stattzufinden pflegt.

Sollte ich nun, wovon ernstlich die Rede war, auf die École normale supérieure lossteuern? Davon riet Barthol-meß meiner Nervosität wegen entschieden ab, — oder meine Beziehungen zur Faculté des lettres einfach fortsetzen und die «Licence» vorbereiten? Dies wäre wohl, in anderen Verhält-nissen, das natürlichste und richtigste gewesen. Aber ach, ich fühlte mich so ganz und gar nicht nach der Krutenau hinge-zogen! Ich war schon so unwiderbringlich in den Zauberkreis des Reuß-Baum'schen Deutschtums hineingebannt! Glücklicher-weise gab es ein Drittes, — Theologie studieren, — und für dieses Dritte entschied nicht blos meine im Wettstreit von Seminar und Akademie zum Durchbruch gekommene neue geistige Orientation, sondern auch die patria domus mit ihrer mächtigen Anziehungskraft, und das lockende Zukunftsideal einer Anstellung in deren nächsten Nähe. Wo Vernunft und Herz kollidieren, entwickelt dieses ein wunderbares Ueberredungs-talent und bleibt in der Regel Sieger: Theologie studieren, meinte ich, wäre nicht Untreue gegen die Philosophie, denn in ihren Hauptdisziplinen — Dogmatik und Ethik, Exegese, Kirchengeschichte — würde ich ja die drei Hauptobjekte des „litterarischen" Studiums, Philosophie, Philologie und Ge-schichte, nur unter anderem Gesichtswinkel, wiederfinden. So

Digitized by Google

meldete ich mich denn im Oktober 1853 zur «ascension» oder Theologenexamen, und wurde, nach glücklich bestandener Prüfung, bei der theologischen Fakultät immatrikuliert.

Hier war, nächst Reuß, der eben zu jener Zeit als Stern erster Größe zu glänzen begann, der hervorragendste Lehrer der Vertreter der systematischen Theologie und Dekan der Fakultät Dr. Johann Friedrich Bruch: eine in ihrer harmonischen Vollendung einzigartige und wohl die bedeutendste Persönlichkeit, deren Alt-Straßburg sich rühmen durfte. Obgleich er an wissenschaftlicher Notorietät hinter Reuß zurückblieb, war er doch, der zwölf Jahre ältere Geistliche und kirchliche Inspektor, das anerkannte Haupt der protestantischen Geistlichkeit in Elsaß und Lothringen. Sein Aeußeres sowohl als seine geistige Ueberlegenheit stempelten ihn dazu. Von vornehmer Erscheinung, mit gemessenen Formen und feinster Bildung, verband er damit ein bedeutendes Rednertalent, und beherrschte mit seltener Virtuosität beide Sprachen, wenn ihm auch Deutsch, als die Muttersprache, die womöglich noch geläufigere war. Im häuslichen Kreise aber und im Verkehr mit den Freunden schwand die finstere Amtsmiene, und der pater deûm hominumque der Kanzel und des Katheders verwandelte sich, wie durch Zauberschlag, in den zärtlichsten Familienvater und liebenswürdigsten Gesellschafter.

Theologisch gehörte Bruch der sogenannten älteren rationalistischen Schule an, die sich von dem späteren „Liberalismus" durch größere Vorsicht und Mäßigung unterschied, und, bei aller Entschiedenheit der Grundprinzipien, der arca testimonii selten zu nahe trat. Der Tendenz gegenüber, der

Digitized by Google

Härter's und Cüvier's Pietismus entsprach, verhielt er sich grundsätzlich ablehnend; alles Sektiererische war ihm antipathisch, die von der „Evangelischen Gesellschaft" gestiftete Kapelle (Oratoire) deshalb sehr zuwider. Aber mit würdevoller Ruhe und feinstem Takte wußte er stets dem Gegner Front zu machen, dessen Gebaren ihm die Einheit der Kirche zu gefährden schien. Schöne Harmonie in allen Dingen war sein Ideal. Ueberhaupt war er ja in erster Linie Kunstfreund und Philosoph (als reger und kundiger Förderer künstlerischer Bestrebungen hat er den Straßburger Zweig des „Rheinischen Kunstvereins [Association rhénane]" ins Leben gerufen und lange Zeit präsidiert). Auch war seine Philosophie durchaus von ästhetischen Gesichtspunkten beherrscht. „Ich bin Platoniker", sagte er mir des öfteren. „Gott ist mir der Urquell und Ort der ewigen Ideen, die sich in Natur und Geschichte offenbaren." Auch sprach er gerne von den „großen Ideen", von den „erhabenen Wahrheiten, die das Christentum der Menschheit gebracht." Dem künstlerisch anschauenden und aufbauenden Denker war auch die Religion zunächst Gedanke. Im Uebrigen huldigte er der leibnitzischen Philosophie im Gegensatze zur kantischen, deren Paradoxie von der Idealität des Raumes und der Zeit er scharf zu rügen pflegte, und zur nachkantischen monistischen Spekulation, die seinem spiritualistischen Glauben widerstrebte. Unter den Zeitgenossen hielt er die größten Stücke auf die Vertreter des „spekulativen Theismus", insbesondere auf Immanuel Hermann Fichte, mit dem er in freundschaftlichstem Verkehre stand.

Daß ein so vielbeamteter Mann — er war ja Professor

Digitized by Google

am Seminarium, Dekan der theologischen Fakultät, Prediger an St. Nikolai, kirchlicher Inspektor, Vorsitzender der Pastoralkonferenz, der Evangelisationsgesellschaft für die in den Ostdepartementen zerstreuten Protestanten, des Rheinischen Kunstvereinszweigs Straßburg und anderer zum Teil von ihm selbst gegründeten Vereine, dazu fruchtbarer Schriftsteller — seinen Vorlesungen nicht dieselbe Zeit und konzentrierte Kraft widmen konnte, wie der im Dienste der Wissenschaft und im akademischen Wirken voll und ganz aufgegangene Reuß, dürfte selbstverständlich scheinen, und dennoch waren sie, schon der klassischen Sprache wegen, in hohem Grade anziehend. Namentlich seinen deutschen Vorträgen über Dogmatik und seinen französischen über Ethik lauschte ich mit lebhaftestem Interesse. Waren sie doch ganz und gar philosophischer Natur und von philosophischem Geiste durchtränkt, somit die einzigen, die ich als mein Fachstudium betreffend und gewissermaßen als obligatorisch betrachtete. Mit besonderer Freude gedenke ich der Einleitung in seine Ethik, worin er uns in höchst origineller und ansprechender Weise die Theorie der Seelenvermögen entwickelte, die er in dem letzten seiner größeren Werke, „Theorie des Bewußtseins", ausführlich darstellt (ich habe das Buch in der Revue de théologie et de philosophie religieuse, 2e série, rezensiert). Denn Psychologie war ein Lieblingsstudium des vielseitigen, die verschiedenartigsten Aufgaben mit erstaunlicher Leichtigkeit und wie spielend bewältigenden Meisters, wie sie auch Lieblingsstudium seines Schwiegervaters Redslob gewesen war. Nicht minder aber förderte mich der Privatverkehr mit Dr. Bruch, der mir,

Digitized by Google

wie kaum ein anderer Lehrer, allzeit väterlicher Gönner und Berater war. Und daß ich dem Manne, dem ich in solchem Maße verpflichtet, den Zoll meines Dankes erst am Grabe abtragen durfte, war eine meiner schwersten Prüfungen. Nie hat das Verhängnis meines Daseins drückender auf mir gelastet, als an jenem 23. Juli 1874, wo wir den kampfesmüden Greis, den edeln Dulder, den unersetzten und unersetzlichen elsaß-lothringischen Kirchenvater zur ewigen Ruhe bestatteten.

Bruch und Reuß, der idealistische Theoretiker und der positivistische Historiker, der aller Metaphysik mit skeptischem Lächeln begegnete, welche Gegensätze! Sie ergänzten sich indes vortrefflich und wirkten über ein halbes Jahrhundert hindurch in ungetrübter Harmonie. Der in beiden Sektionen des Seminariums thätige Reuß — er war gewissermaßen ihr Bindeglied — las als Fakultätsmitglied Exegese des Neuen Testaments, und zwar mehr in offiziöser als offizieller Weise. Die Fakultät nämlich zählte sechs Lehrstühle: Dogme (de la Confession d'Augsbourg), Morale, Exégèse, Histoire ecclésiastique, Éloquence sacrée und Dogme réformé. Nach katholischem Muster waren Dogmatik und Ethik, wenn auch thatsächlich nur durch Dr. Bruch, so doch offiziell und de jure von zwei Dozenten, Altes und Neues Testament dagegen von einem einzigen vertreten, und dieser offizielle professeur d'exégèse war der ehrenwerte Dr. Theodor Fritz. Reuß aber war offiziell mit der Ethik betraut, und weil er nicht in Frankreich doktoriert hatte, vorerst blos als «chargé de cours». Erst 1865, im einundsechzigsten Jahre, sollte der herrliche

Digitized by Google

Lehrer und große bahnbrechende Forscher seinen Marschallstab, die chaire d'exégèse (und damit sein liebes Altes Testament) mitsamt dem Professorstitel erhalten. Er hat genau so lange darauf warten müssen, wie Kaiser Wilhelm I. auf seine Krone. Zum Ausleger der Psalmen und Propheten hatten wir einstweilen Fritz, der nicht nur ein hochcharakteristischer Typus altbürgerlicher Biederkeit und Häuslichkeit, ein Familienvater und Freund von seltener Treue, sondern auch ein Meister wie wenige war im Bereiche der Pädagogik, dem aber zunehmende Gedächtnisschwäche den akademischen Unterricht oft in peinlichster Weise erschwerte.

Auch mit der praktischen Theologie spielte das Schicksal qui pro quo. Der damalige professeur d'éloquence sacrée war ein ausgezeichneter Historiker, der jedoch nie die Kanzel bestieg. Auf dem Lehrstuhle aber, zu dessen eventueller Besitznahme ihn sein Wissen und sein schriftstellerischer Ruf in hervorragender Weise qualifizierten, saß bis 1863 der Oberbibliothekar der vereinigten Bibliotheken von Seminarium und Stadt, Professor der Kirchengeschichte Andreas Jung, ein Bibliograph von bewunderungswürdiger Sachkenntnis und riesiger Arbeitskraft, dessen eminente Fähigkeiten indes nicht im Hörsaale, sondern im Chor der Neuen Kirche, in seiner lieben prächtigen Bibliothek, zur vollen Entfaltung kamen. Im Rate der Seminarprofessoren war Jung, nächst Bruch, der einflußreichste, und bei uns Studenten, seiner behäbig jovialen Erscheinung und großen Dienstfertigkeit wegen, außerordentlich beliebt. Auch mir schenkte er die liebenswürdigste Aufmerksamkeit, der ich

Digitized by Google

als hätte er die Ahnung gehabt, daß einst ein zarteres Band die beiderseitigen Familien verknüpfen sollte.

Richard, der Lehrer der reformierten Dogmatik und Prediger an der reformierten Kirche, war das einzige Mitglied der Fakultät, das nicht zugleich Seminarprofessor und Stiftsherr war. Ein philosophischer Kopf und Selbstdenker, dabei kundiger Kenner der deutschen Philosophie, hat er sich leider nicht zu erwähnenswerter litterarischer Thätigkeit aufzuraffen vermocht. Theologisch und politisch liberal, erinnerte der hagere, vorwärtsgebückte, kurzsichtige und schwerhörige Greis auch äußerlich an den Gymnasiallehrer E., doch mit größerer Ruhe und Gemessenheit der Formen. Wir Lutheraner hörten nicht bei ihm, aber sahen ihn und lauschten seinen wohlgefügten, langgedehnten Perioden bei den «soutenances de thèses», denen ich mit entschiedener Vorliebe und möglichst regelmäßig beiwohnte. Suave, mari magno . . .

Doch nein, es war nicht Schadenfreude, sondern wirkliches Interesse, das mich zu diesen harmlosen Kolloquien wie andere etwa zum Theater hinzog, deren Wegfall in den neuen Verhältnissen mir bedauerlich erscheint. Allerdings war die «soutenance» eine bloße Formalität, deren Endergebnis, die Zulassung des Kandidaten, im Voraus entschieden war. Für die Professoren war sie zeitraubend, und an den Säckel der nur selten mit Glücksgütern gesegneten künftigen Geistlichen stellte sie vielleicht übergroße Ansprüche. Allein sie bildete ein Bindemittel zwischen den offiziellen Vertretern der theologischen Wissenschaft und dem an religiösen Fragen Interesse nehmenden Publikum; sie war gewissermaßen eine des öfteren wieder-

Digitized by Google

kehrende Audienz, die jene dieſem in der Perſon des Kandidaten gaben, und deren Fortfall nicht zum mindeſten an der Gleichgültigkeit ſchuld iſt, die es der neuen Fakultät gegenüber zur Schau trägt. Wie hätte es übrigens die von Lucrez gemeinte Stimmung ſein ſollen, die mich ſozuſagen keine Diſputation verfehlen ließ, da ich mich ſelbſt ja nur zu bald auf die hohe See der Oeffentlichkeit herauswagen mußte!

Juli 1856 beſtand ich das mündliche Examen, dem, zur Erlangung des Charakters eines bachelier en théologie, die «thèse» und öffentliche Diſputation folgten. Den Vorwurf zu dieſer Erſtlingsſchrift gab mir die „theologiſche Geſellſchaft" an die Hand, deren Mitglied ich 1854 und deren Sekretär ich 1855 wurde. Es galt, die Dogmatik Marheineke's, des eminenteſten Theologen der Hegel'ſchen Schule, nach ſeinem Hauptwerke darzuſtellen und kritiſch zu beleuchten. Ich ergriff den Gegenſtand mit Begierde, denn — nitimur in vetitum semper, und Profeſſor Matter hatte das Mögliche gethan, um uns Hegel zu verleiden, ſtudierte meinen Marheineke mit einer Gründlichkeit, wie kaum je einen anderen Autor, und ſchrieb, erſt in deutſcher Sprache für die „Geſellſchaft", dann in franzöſiſcher als «thèse» meine Abhandlung: «La dogmatique de Ph. C. Marheineke». Die soutenance fand, unter Dr. Bruch's Vorſitz, am 12. Januar 1857 ſtatt, und ſo ward ich mit einem Male Baccalaureus der Theologie und — überzeugter Hegelianer; denn nicht nur hatte mich Marheineke mit Hegel vertraut gemacht, ehe ich dieſen ſelbſt eingehender ſtudiert, er hatte mich zugleich ſo gründlich als nur möglich

Digitized by Google

an seinen Koran geglaubt, als ich, in den nun folgenden Jahren, an die Hegel'sche Philosophie. Nicht die Methode, wohl aber die beiden großen Grundgedanken des Systems, Wesenseinheit alles Seins und gesetzmäßige Entwicklung als dessen Grundform, „Monismus" und „Evolution" waren es, die mich an Hegel fesselten. Den ersteren — Monismus und Evolution waren dazumal noch nicht die landläufigen Kunstausdrücke, die sie heute sind — fand ich auch bei Spinoza, aber nur ihn, nicht die Evolution, weßhalb ich Hegel den Vorzug gab. Uebrigens verwandt ich zu jener Zeit nicht weniger Eifer auf das Studium Spinoza's, und wiederum war es die theologische Gesellschaft, die dazu den ersten Anstoß gegeben hatte, indem sie mich mit der Kritik eines Aufsatzes von Mitglied Kammerer über Spinoza's Ethik betraute. Was danke ich ihr nicht Alles!

„Student" im deutschen Sinne war ich in den ersten Straßburger Semestern kaum gewesen. Ich hatte mich zwar zweien Kommilitonen besonders innig angeschlossen, die übrigen aber sah ich, außer den Kollegien, nur auf dem von Reuß gegründeten „theologischen Kasino", wo ich fast täglich verkehrte, und die reichlich vertretene theologische und politische Tageslitteratur fleißigst vertilgte, an den übrigen Unterhaltungen jedoch wenig teilnahm. Erst im dritten Theologenjahre kam ich dem deutschen Studententum näher. Dieses hatte sich auf unserer theologischen Hochschule — in den übrigen Fakultäten war es ja längst spurlos verschwunden — teils in verkümmerter Gestalt erhalten, teils unter Reuß' und Baum's Einfluß wieder herausgebildet, und als (Ur-)Wilhelmitana organisiert. Gerade

Digitized by Google

aber in jenen auf 48 folgenden Jahren zeigten sich die ersten Spuren einer Krisis, die sich unter anderem bei den Festreisen der theologischen Gesellschaft dadurch äußerte, daß im Gegensatze zu den traditionellen Studentenliedern französische chansons angestimmt wurden, und zu allerlei Auseinandersetzungen politischer Natur den unliebsamen Anlaß gaben. Die Mehrzahl der Liberalen huldigte auf diesem Gebiete, trotz Reuß und Baum, dem „Fortschritt", die Orthodoxen zum größeren Teil, der altelsässischen Tradition. Ich selbst stand, als Rechtshegelianer, den religiösen Parteien vermittelnd, wenn auch keineswegs gleichgültig gegenüber. Die charakteristischen Grundlehren der Kirche, Trinität und Menschwerdung Gottes, legte ich mir mit dem Meister spekulativ zurecht, und ließ im Uebrigen gewähren. Völlig „entschieden" dagegen war ich in ethno-politischer Beziehung, und orthodoxen Mitschwärmern fühlte ich mich innerlich näher, als wenn auch noch so freisinnigen Gegnern meines Standpunktes. Als sich daher eine Anzahl konservativer Studierenden und burschikos angehauchter „Philister" (Adolf und Gustav Reichard, Martin Hartmann, Jhme, Ernwein, Guion, Mennerich, Hermann Walther, Rudolf Arnold u. A.) zur geselligen Vereinigung zusammenthaten, aus der die „Argentina" hervorgehen sollte, nahm ich mit lebhaftem Vergnügen an ihren Kommersen Teil, die abwechselnd bei Reichards, bei den „Philistern" Hermann Walther und Emil Brennlin (dem württembergischen préparateur meines leider schon am 19. August 1856 verstorbenen Vetters, Professor Charles Gerhardt), bei mir im St. Marxgarten u. s. w.

Digitized by Google

Lieder, lernte ich „schwärmen“, wurde „Bursche“. Auch Franzosen und Halbfranzosen (Guion und Mennerich), denen es Spaß machte das sanfte Joch des Komments mitzutragen, waren ursprünglich dabei. Es galt ja die Kommilitonen französischer Zunge, die sich hier ohnehin «en Allemagne» fühlten, und deutschem Wesen in der Regel gar nicht so feindlich gegenüberstanden, wie man unter den heutigen Verhältnissen annehmen könnte, nicht abzustoßen und auszuschließen, vielmehr für unsere Sache zu gewinnen. Die stark ausgeprägte konfessionelle Richtung des Vereins nahm ich unbedenklich in Kauf. War doch auch stud. Hartmann, der uns alle an Gestalt und Geist wie ein König überragte und mit dem ich mich, als mit dem in jeder Beziehung gleichgesinnten, innigst befreundete, keineswegs ein „Ultra“, im Gegenteil. Ja, so versöhnlich war die damalige Stimmung, daß wir am 25. Juni 1856, aus Anlaß des Jahrestages der Augsburgischen Konfession, in Gemeinschaft mit den Wilhelmitanern einen erhebenden und gewiß allen Teilnehmern in bester Erinnerung gebliebenen Gedenkkommers im Thomanum feierten, wobei Hartmann einen köstlichen, unvergeßlichen Speech mit den Worten würzte: „Unser Gott ist nicht ein bloßer Kopf ohne Herz. Es hat allerdings einen solchen Gott gegeben, aber es war Dagon, der Gott der Philister!“

Digitized by Google

V.

Die Wanderjahre.

Als tiefer Schlagschatten fiel in diese licht- und hoffnungsreiche Zeit des jugendlichen Schwärmens eine die bangsten Besorgnisse erregende Erkrankung meiner Mutter, deren Vorboten sich seit mehreren Jahren eingestellt hatten. Zwar wirkten die alljährlichen Erholungsreisen stets kräftigend auf das in's Wanken geratene Nervensystem. War sie doch im Spätsommer 1852 wieder so weit, daß sie mit uns von Seewen aus eine prächtige und zu meinem lichtesten Schweizererinnerungen zählende Tour durch Unterwalden, über den Brünig, Meyringen, Grimsel und Furka unternehmen und bis Guttannen im Hasligrund zu Fuß mitmachen konnte. Auch 1853, wo sie mit uns über den „Haken" nach Maria-Einsiedeln ging, und sich die dortige prunkvolle Kreuzerhöhungsfeier ansah (14. September), und 1854, wo wir den Kanton Glarus bis Stachelberg und Panteubrücke, Klönthal und Vorauen durchstreiften, — es war gerade zur Zeit, wo Schelling im benachbarten Ragatz verstarb (20. August), — erwies sich die Fünfundfünfzigjährige als die wackere Fußgängerin und Bergsteigerin der früheren Jahre. Bald nachher indes wurde sie

Digitized by Google

bei einer Besteigung des Rigi über Lowerz, von einer Ohnmacht befallen, die zwar, dank der belebenden Bergluft, rasch vorüberging, immerhin aber zu Besorgnissen Anlaß gab. Im folgenden Jahre 1855 begleitete ich sie, im Spätherbst, nach Paris, wohin uns die dortigen Verwandten, gelegentlich der Exposition universelle, geladen hatten, und wo ihr, nächst Louvre und Luxembourg, die sie 1828 bereits gesehen hatte, besonders die Kunstausstellung überschwänglichen Genuß bereitete. Außer diesen Reisen und weiteren Touren machte sie mit uns und Mentor R. allsonntäglich und alldonnerstäglich, Sommer und Winter und ohne Rücksicht auf die Witterung, den unter den Freunden zuletzt sprichwörtlich gewordenen Gang nach Kehl, wo der wohlverdiente und stets trefflich schmeckende Imbiß eingenommen wurde. Trotz aber der regelmäßigen und mit seltener Energie fortgesetzten Motion verschlimmerte sich ihr Zustand mehr und mehr. Eine Krise bedenklichster Art, am Neujahrstage 1856, ließ uns das Aeußerste befürchten. Ihre kräftige Konstitution siegte jedoch derart, daß sie im folgenden Sommer nach dem schönen Engelberg in Obwalden, das von hier ab im Wettstreite mit Seewen Sieger blieb, und „zur Nachkur" nach Belfort gebracht werden konnte, wo unser bisheriger Hauslehrer, der sich unterdessen mit meiner Schwester verlobt hatte, als evangelischer Pfarrer angestellt war. Leider schlug das Jahr 57, der bedeutsamste Wendepunkt in unserem Familienleben, ihrem Herzen neue Wunden, wie ihr denn bisher die Siebenzahl fast immer verhängnisvoll geworden war: 1817 brachte ihr den Tod des Vaters, 37 den Tod der Mutter und der Tochter, 47 den

Digitized by Google

Tod des älteſten Sohnes, 57 aber zwei Trennungen, die faſt ſo bitterſchmerzlich empfunden wurden, wie das Scheiden von den lieben Heimgegangenen: die eine, am 30. April, von ihrer nunmehr einzigen Tochter und treuen Stütze, die an dieſem Tage mit Paſtor R. in die Ehe trat, die andere, am 1. Juli, von ihrem lieben St. Marx, das vierzig Jahre lang ihr Heim geweſen, und deſſen Hingabe zu den empfindlichſten Opfern ihres Lebens zählte. Vater hatte, wie oben erwähnt, ſeine Entlaſſung als Rechner der milden Stiftungen und in der Salzmannsgaſſe Wohnung genommen. Ihm ſelbſt war die Sache leichter, fühlte er ſich doch von einer drückenden Laſt befreit, der ſchwerleidenden Mutter aber, bei ihrem mächtigen Sehnen nach Luft und Licht, erſchien das Ueberſiedeln aus dem blumenduftenden, gerade zu Johanni doppelt herrlichen Stiftsgarten in die enge Straße mitten in der dumpfigen Stadt, wie ein Begräbnis bei lebendigem Leibe.

Nur langſam ſchritt, bei all' dem Trubel und Herzleid, die erſehnte Beſſerung fort. Ich arbeitete einſtweilen mit dem verdoppelten Eifer, der uns über quälende Sorgen hinwegzutäuſchen pflegt, auf mein theologiſches Lizentiatenexamen hin — denn die licence-ès-lettres hatte ich endgültig aufgegeben — und übte mich, oder richtiger geſagt, wurde — im Predigen geübt. Zum erſten Male beſtieg ich die Kanzel zu Oſtern 56 bei meinem künftigen Schwager in Belfort. Auf der Reiſe dorthin hatte ich mir eine Erkältung zugezogen, und war am Morgen des großen Tages — ſtimmlos! Dennoch wagte ich's, und ſiehe, es ging über Erwarten. Die liebenswürdige Gräfin

Digitized by Google

Waldner-Freundstein, die mit ihren blühenden Töchtern das Gros der Zuhörerschaft bildete, und in deren Gartenhaus der evangelische Gottesdienst stattfand, meinte bloß: «M. W. est bien jeune encore, on l'entend à sa voix qui mue». Von nun an wurde ich von Stadt- und Landpastoren stark in Anspruch genommen. Ich predigte wiederholtermalen in Ruprechtsau, Breuschwickersheim, Schwindratzheim, in der Neuen Kirche, Jung-St. Peter, St. Nikolai, im Winter 1857—58 sogar allsonntäglich zweimal, je in Belfort und Giromagny, in Vertretung des Schwagers, der, zur Erholung nach schmerzhafter Krankheit, eine Zeit lang in Straßburg weilte.

O der Ironie, daß mein Wandern in dieser Richtung beginnen sollte! Von außen war ja die Grenzfeste, mit ihrer von Schloß und Fort de la Miotte gebildeten Mauerkrone, höchst koquett und malerisch anzusehen, im Innern aber langweiliger, ressource- und trostloser, als irgend eine französische oder deutsche Kleinstadt. «Maudit Belfort!» hörte man auf offener Straße die Kürassieroffiziere murren, deren Regiment jüngst zur Strafe von Versailles hierher verlegt worden war. Doch des Schwagers, der Schwester, der Eltern Wunsch war so dringend, so unwiderstehlich! Der mehr oder minder „freiwillige" Rekrut ward zunächst bei Papa Jägle im Hôtel de la Poste, später in Giromagny bei dem gastfreundlichen Fabrikanten Louis Boigeol einquartiert, aus dessen Säckel des Pastors Gehalt zum guten Teile floß. In Belfort mußte ich französisch, in Giromagny, wo unter den Boigeol'schen Arbeitern das deutsche incl. elsässische und schweizerische Element stark vertreten war, in beiden Sprachen predigen. Es ging leidlich

Digitized by Google

aber gar nicht leicht von ſtatten. Ich hatte ein treues, aber kein leichtes, kein „Predigergedächtnis“, und mußte ſehr viel Zeit auf das Memorieren verwenden, ohne es dahin zu bringen, des Manuſkriptes auf dem Pulte ganz entraten zu können. Meine Nervoſität, die bereits in der Kindheit eine hochgradige war, in den Jünglingsjahren aber nahezu verſchwunden ſchien, regte ſich wieder in bedenklicher Weiſe, und in ihrem Gefolge eine Neigung zu Kongeſtion und Schlafloſigkeit, die mich auch ſeither nicht wieder verlaſſen hat. Es ward mir klar, daß ich nicht für die Kanzel paßte. Indes war mir mein Belforter Vikariat in mancher Beziehung von Nutzen. Ich gewann einen Einblick in das Treiben der oberrheiniſchen Fabrikherren, und kam zugleich, durch die täglichen Krankenbeſuche, dem Volke näher. Das liebe gute Volk, wie ſehr iſt es doch mit ſeinem geſunden Triebleben und naiven Wahrheitsſinn den gebildeten Ständen „über“! Beſuchte ich da einen armen Auszehrenden im benachbarten Eſſert. Seine Mutter hatte ihm Arzneien in „Arklique“ geholt. — „Arklique, wo iſt das?“ — Mais en Allemagne, tout près d'ici» (Sie meinte Altkirch!). Ein anderer ſagte mir, in gutem Franzöſiſch, er heiße Schuffenecker, und fügte, da ich bei dieſem „Franzoſennamen“ ſtutzte, etwas verlegen hinzu: «Mon père est . . . Allemand». «De quel pays d'Allemagne?» fragte ich weiter. — «D'Alsace, Monsieur». Und wiederum ein Dritter, deſſen Tochter „in Penſion“ war, antwortete auf meine Frage, wo ſie „in Penſion“ ſei: «En Allemagne, Monsieur». — Alſo vielleicht in Karls-

Digitized by Google

pasteur, à Colmar«. Daß dieſe und ähnliche Antworten Waſſer auf meine Mühle waren, begreift ſich, denn hier galt der in anderer Deutung grundfalſche Spruch: Vox populi vox Dei.

Als endlich mein Schwager auf ſeinen Poſten zurückkehrte, war meines Bleibens nicht mehr im Elſaß, und mit beginnendem Sommerſemeſter 1858 ging ich „über den Bach". Es galt die für mein Fach bedeutenderen nord- und mitteldeutſchen Univerſitäten, Berlin, Halle, Jena, Erlangen, zu beſuchen.

In Göttingen, wohin mich mehr Pietät gegen das Andenken beider Großväter, als Vorliebe für die dortigen Theologen und Philoſophen führte, blieb ich nur einige Tage. Es war um Pfingſten, und die Georgia Augusta feierte. Ich hörte am Pfingſtſonntag eine Predigt von Dr. Ehrenfeuchter, beſuchte Dorner, deſſen zugeknöpfte, kalte Erſcheinung keineswegs meinen Erwartungen entſprach, und verfehlte Lotze, der verreiſt und übrigens damals als Schüler Herbart's galt, d. h. des Philoſophen, der unter den neueren mich am wenigſten anzog.

Länger weilte ich in der preußiſchen Hauptſtadt, wo ich meinen Hartmann und zwei weitere Straßburger Kommilitonen, Eduard Lods aus Héricourt und Charles Martin, einen Pariſer elſäſſiſcher Abſtammung, treffen ſollte. Daß die Gegenwart des Mülhauſer Freundes die great attraction Berlins für mich bildete, darf ich als ehrlicher Hiſtoriker nicht in Abrede ſtellen. Berlin, das ja noch lange nicht die Weltſtadt war, die es heute iſt, hätte mir ſicherlich mehr imponiert, wenn ich nicht vorher Paris geſehen hätte. Immerhin würde

Digitized by Google

ich der „Hauptstadt der Intelligenz“, wenn nicht „mit Rührung“, so doch mit dem Danke gedenken, der ihr für die Fülle der dort erhaltenen Anregungen gebührt, hätte mir nur die Berliner Polizei, durch fortdauernde und höchst quälerische Beaufsichtigung, den Aufenthalt nicht so gründlich verleidet. Drei bis viermal wurde ich, in kurzer Zeit, auf's Zentralamt beschieden, mit argwöhnischen Mienen gemustert, über den Zweck meiner Reise ausgefragt. Und warum? Weil ich es unterlassen hatte, mich bei der Universität immatrikulieren zu lassen. Ein Glück noch, daß ich, durch Berufung auf gewichtige Professorennamen, der Unannehmlichkeit einer Ausweisung entgehen konnte!

Als besonders wirksamen Talisman erwies sich der Name Hengstenberg. Den streitbaren Vorkämpfer strenger Rechtgläubigkeit und seine Therese, eine der lieblichsten Frauengestalten, deren ich mich erinnere, hatte ich bereits in Engelberg kennen gelernt. Dies kam mir sehr zu statten, und verschaffte mir die Einladung zu einem „Theeabend“. Leider verderbte er es dabei mit mir, und recht gründlich, durch sein Urteil über meinen teuern Marheineke, den er frischweg der 1. Korinther 3 bezeichneten Kategorie von Christen beizählte. — Nitzsch war freundlich aber gemessen, sehr herzlich dagegen sein Sohn Cölestin, mit dem ich durch Hartmann's Vermittelung bekannt wurde und gerne verkehrte. Aeußerst entgegenkommend zeigte sich der alte Twesten, in dessen Familienkreise mir besonders wohl ward. Ebenso Vatke, der mir, in einstündiger Unterredung, die wertvollsten Aufklärungen über Schleiermacher gab.

Unter den Philosophen zog natürlich am stärksten Ludwig

Digitized by Google

Michelet, der geist- und lebensvolle Hugenottensprößling und Hegelianer (der „letzte Hegelianer", wie sich der jetzt neunzigjährige nennt), dessen Vorlesungen und Disputatorium ich mit größtem Interesse befolgte. Wie einst in Paris die deutschen Laute, die ich dort zu hören bekam, so heimelte mich hier der Halbfranzose an, dem der Väter Sprache durchaus geläufig war. Im Hörsaale freilich orakulierte er in einem Tone gebieterischer Unfehlbarkeit, der mich heute eher zweifelhaft machen würde, damals aber im Glauben an den großen Meister noch verstärkt hätte, wäre dies überhaupt möglich gewesen. Der nüchterne Aristoteliker Trendelenburg, den ich zehn Jahre später vor allen bevorzugt hätte, übte nur geringen Einfluß. Den berühmten Rechtsphilosophen Stahl dagegen hörte ich gerne und besuchte ich. Sein stark ausgeprägter orientalischer Typus war mir zwar ebenso unsympathisch, wie seine theokratische Staatslehre. Aber das geistvolle Auge, die fließende Rede, die scharfe Logik seiner Entwickelungen entschädigten dafür. Auch hörte ich seinen schneidenden Vortrag „über die Kirche" in der am 2. Juni abgehaltenen lutherischen Konferenz, bei welcher Gelegenheit ich auch den Potsdamer Garnisonprediger F. W. Krummacher zu sehen und zu vernehmen bekam. Uebrigens war sein Stern im Erbleichen, denn bereits hatte der Prinz von Preußen die Zügel der Regierung ergriffen.

Ferner hospitierte ich bei Ranke und Lepsius. Jener war das richtige Widerspiel unseres Straßburger Historikers A. Stahl: ein Geschichtschreiber ersten Ranges und ein für Anfänger

Digitized by Google

Dozent. Lepsius erwies sich sehr graziös und lud mich mit Hartmann zum Mittagstisch (3 Uhr). Ich hatte ihm Grüße überbracht von seinem Straßburger Jugendfreunde Adolf Kreiß, dessen er mit großer Wärme gedachte. Er redete viel von französischer Litteratur des Mittelalters, und sprach sich besonders lobend über Fauriel's Leistungen aus. Dagegen ward Aegypten mit keinem Worte berührt. Der gute Ton, meinte Hartmann, gestattete es nicht.

Auch bei Berühmtheiten ersten und zweiten Ranges, die nicht oder nicht mehr zur Universität gehörten, klopften wir an. Der achtundachzigjährige Alexander von Humboldt war leider „erkältet", und Jakob Grimm „auf Reisen", aber sein Bruder Wilhelm und dessen Sohn Herman empfingen uns in liebenswürdigster Weise. Die Prediger Sydow und Jonas, Pastor Bögehold und sein Zellengefängnis, der Philosoph v. Meysenbug, der streitbare Dr. Wehrenpfennig und andere erhielten unsern Besuch, resp. unsere Karte. Unter allen aber, die ich aufsuchte, ist keiner meinem Herzen so nahe geblieben, als der mir freilich auch im Alter viel nähere Kustos an der königlichen Bibliothek, Dr. juris Trauttwein v. Belle, an den ich durch einen Freund meines Bruders, Kandidat Scherdlin, empfohlen worden war. Dr. v. Belle war mir zugleich Ratgeber, Vermittler interessanter Bekanntschaften und Cicerone, wo Hartmann es nicht war oder sein konnte. Er entwarf für mich ausführliche Reisepläne, die teils, wie der nach dem Brocken, solche blieben, teils, wie der nach der sächsischen Schweiz, zur Ausführung kamen. Ja er sorgte fast mütterlich

Digitized by Google

aus Elsaß stammte, betrachtete er uns Elsässer als seine Landsleute. Berliner freilich war er trotzdem vom Scheitel bis zur Sohle, und wehe dem Uneingeweihten, der gegen seine Berliner Schrullen verstieß. Aber ein Bischen Originalität durfte ich mir bei einem solchen Freunde wohl gefallen lassen. Und wie hat sich diese Freundschaft in den langen Jahren bewährt! Wie viele herzliche Briefe hat er mir geschrieben, wie manche Schrift rezensiert! Nicht ohne Wehmut und innigsten Dank kann ich des am 15. Februar 1887 Heimgegangenen gedenken. In dankender Erinnerung behalte ich auch meinen Stubennachbar stud. theol. Max Lenze, der mich bei dem von ihm präsidierten „Theologischen Verein" einführte, und die Gebrüder Berlin aus Mecklenburg (Mediziner und Theologe), die ich bei Hartmann kennen und als edle Menschen schätzen lernte.

Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung hatte ich besonderes Wohlgefallen an der über alles Lob erhabenen Rauch'schen Reiterstatue Friedrichs des Großen, an den Freskobildern Kaulbach's im Neuen Museum, am ruhenden Königspaar im Mausoleum zu Charlottenburg, an der Havelstadt mit ihren Seen, Parkanlagen und Königspalästen. Einer prächtigen Faustvorstellung wohnte ich in der königlichen Oper bei. Traurig aber war es — inhaltlich und formell — mit den Kirchen bestellt: unschöne Architektur, mittelmäßige Prediger (wenn man etwa von Sydow, Jonas und anderen wenigen absah), und ein Publikum so dünn gesäet, daß sich der Redner mit dem Gedanken an die „unsichtbare Kirche"

Digitized by Google

Schleiermacher's in der Neuen, resp. Nikolaikirche, Snethlage im Dom, Knack in der böhmischen Kirche, und noch mehrere. Keiner aber von allen reichte an die Prediger in der Heimat, an die Härter, Horning, Bruch, Baum, Colani heran. Bodenlose Indifferenz einem stark reaktionären Hochkirchentum gegenüber, schien mir die Signatur des religiösen Lebens Berlins. Auch sonst entsprach die Residenz den mitgebrachten Vorstellungen nur in geringem Maße. Seltsam! In dieser Hauptstadt in spe des deutschen Reiches war mir zu Mute, als hätte ich Deutschlands Grenze bereits hinter mir.

Das Deutschland meiner Träume und das deutsche Studententum fand ich erst in Halle, wo ich, nach mehrstündigem Aufenthalt in Wittenberg, am Abend des 30. Juni anlangte (Freund Hartmann hatte Berlin schon am 24. verlassen, um direkt nach seiner Heimat Mülhausen i. E. zurückzukehren). In Wittenberg ward der Protestant in mir mächtig ergriffen; diese Stadt war mir, fast wie Nazareth und Jerusalem, heiliger Boden. Zur frommen Empfindung aber gesellte sich ein tief melancholischer Eindruck. Die von ihrer Hochschule beraubte ehrwürdige Wiege der Reformation erschien mir als klagende Niobe und trostlose Ruine. In der kurzen Zeit meines Aufenthaltes besuchte ich Prof. Schmieder, den Direktor des ihr zum Troste gebliebenen Predigerseminars, das Küsterhaus, die Schloßkirche mit der Gruft Luther's, Melanchthon's und Friedrichs des Weisen, das Augusteum mit Luther's Stube, Tisch, Bänken, Doppelstuhl, zertrümmertem Becher und den Universitätssälen, das Elsterthor und die „Luthereiche", die

Digitized by Google

kannten, das sich durch vorzügliche Perspektive auszeichnet, und bestieg noch zum Schluß den Turm, der eine Gesamtansicht dieser Geburtsstätte der evangelischen Kirche gewährt. Hier besonders, wo der Blick über die alten Giebeldächer, die öden Straßen, die einförmige Landschaft hinschweift, erschien mir das Los der Stadt beklagenswert.

Ein Studentenfest mit Illumination und Feuerwerk, dem ich noch an demselben Abend in Wittekind beiwohnte, verscheuchte die trüben Gedanken. Wittekind, Giebichenstein, Rabeninsel u. s. w. sind recht schöne und romantische Punkte in Halle's Umgebung. Die Stadt selbst interessiert nur stellenweise in architektonischer Beziehung; auch dem nervus olfactivus ihrer damaligen Besucher pflegte sie kaum in angenehmer Erinnerung zu bleiben. Und doch gibt es wohl keine zweite Universität, wo — ich sage nicht der Student überhaupt — aber der Theologe so heimisch ist, so wohl sich fühlt, wie in Halle. Hier fand ich Prediger wie Tholuck, Sailer, Dryander, Lehrer wie Hupfeld, Julius Müller, Erdmann, Leo; hier auch wurde ich, durch Kandidat Martin Kähler, der mit Alliehn und Vorreuter den Generalstab Tholuck's bildete, zum ersten Male bei einer größeren Studentenverbindung, dem Wingolf, eingeführt, dem unsere Straßburger Argentina sich angliedern sollte. Tholuck protegierte ihn, so daß er hier das große Wort führte.

In persönliche Berührung kam ich mit Hupfeld, Müller, Erdmann, Leo u. s. w., zunächst mit Tholuck. Ein Straßburger Freund hatte mir diesen als eine nächtliche eulenhafte Erscheinung geschildert, von deren Krallen man sich möglichst fern

Digitized by Google

dicendi peritus, so sei Tholuck, trotz seines unbestreitbaren Talentes, doch nur zur Hälfte ein solcher, denn er sei zwar dicendi peritissimus, aber Güte sei keineswegs ein Hauptmerkmal seines Wesens, wie trefflich auch und in wie wohlklingender Sprache er es verstehe, die christliche Liebe zu verherrlichen. Der Alte mit der sarkastischen Miene spiele bekanntlich gern den christlichen Sokrates, und sein Hauptvergnügen bestehe darin, gelbschnäbelige Füchse durch Vexierfragen zu verwirren und schließlich als dumme Jungen hinzustellen. Nun, so schlimm war die Sache ja nicht, und ich kam mit heiler Haut davon. Der Gefürchtete erwies sich sogar recht freundlich, und erkundigte sich sehr angelegentlich nach unsern kirchlichen Zuständen im Elsaß. Zwar seine Glanzperiode war dazumal vorüber. Durch allerlei Schwenkungen und Kompromisse mit der Linken, hatte er sich der Hengstenberg'schen Partei verdächtig gemacht, und fast schien es als ob er, mit seinem frühern Standpunkte zerfallen, nur noch die alte Rolle fortspielte um dem Vorwurf der Inkonsequenz und Fahnenflucht zu entgehen. Immerhin war sein Anhang und Einfluß noch bedeutend. Auch mit seinem Amanuensis Kähler kam ich, wie erwähnt, in nähere Berührung. Der philosophisch gebildete junge Mann, dessen feine gewinnende Physionomie an Dr. Trauttwein erinnerte, nahm sich freundlichst meiner an, und gab mir namentlich über dunklere Punkte in Julius Müller's Lehre von der Sünde (deren überzeugter Verfechter er war) den erwünschten Aufschluß.

Letzterer, der „Sündenmüller", wie wir bösen Studenten ihn nannten, war leider vom Schlage gerührt und sehr geschwächt,

Digitized by Google

konnte aber noch seines Amtes walten. In längerer Audienz, die er mir bereitwilligst gewährte, zeigte er sich als die Güte, die Demut, die Ergebung selbst. — Mit Hupfeld, dessen Name in Prof. Fritz' Vorlesungen, neben Hitzig und Ewald, eine Hauptrolle gespielt hatte, durfte ich, wie auch mit Tholuck, einen Spaziergang machen und den Thee einnehmen, wobei ich mich, was mir sonst en petit comité selten passiert ist, königlich amüsierte. Der alte Professor gehörte einer freieren, seine Töchter dagegen der streng lutherischen Richtung an, und so entspann sich, zu meinem nicht geringen Ergötzen, ein recht lebhaftes Zungengefecht zwischen Papa und den kampflustigen Amazonen. Auch bei dem ultra-konservativen Historiker Leo und dem Philosophen Erdmann wurde vorgesprochen. Letztern hatte mir Tholuck ausdrücklich und angelegentlich zu besuchen empfohlen. Daß mich aber der Pietist zum Hegelianer schickte, diesen mit höchstem Lob überschüttend, beweist wie weit sich dazumal sein Standpunkt vom Hengstenberg'schen nach links verschoben hatte. Es hätte übrigens der Tholuck'schen Mahnung nicht bedurft, um mich zu Erdmann zu bringen. Er war ja Hegel's treuer Schüler, und dies der Empfehlung genug. Leider war der trotz seiner entschiedenen Anlehnung an den Meister höchst originelle Deutschrusse von Kongestionen heimgesucht und wenig zugänglich. — Leo war weder auf dem Katheder noch zu Hause der grimme Bärenbeißer und Knutenschwinger, als den ich mir ihn vorgestellt hatte. Ein alter Burschenschafter von 1820, wie auch Hengstenberg, hatte er in seinem Wesen etwas freimütiges, burschikoses, das mir sehr gefiel. Ich hörte ihn gerne und so oft er las. Ebenso Jacobi über Symbolik, Moll über Dogmatik, Bernhardy über klassische Litteratur.

Digitized by Google

Jüngere wertvolle Hallenſer Bekanntſchaften waren die Kandidaten der Theologie Winkler aus Halle, Einar Lyche aus Chriſtiania, und Aſſens aus Kopenhagen. Mit letzterem beſonders, einem begeiſterten Schüler Martenſen's, verkehrte ich täglich. Er hatte in Erlangen bei den Uttenreuthern hoſpitiert, und empfahl mich, der ich im Begriff war, dorthin zu gehen, der Erlanger Verbindung.

Vorerſt indes ging die Wanderung über Leipzig und Dresden nach der ſächſiſchen Schweiz. Leipzig bot, in Theologie und Philoſophie, des Anziehenden weniger. Von ſeinem namhafteren Theologen hielt mich das «Cave Kahnem!» der Unioniſten ab; Drobiſch war Herbartianer; Fechner ſtand, als Philoſoph im engern Sinne, noch lange nicht auf der Höhe ſeines ſpätern Rufes. Zum Erſatz für weitere akademiſche Bekanntſchaften erneuerte ich die meines ſeit Jahren ausgewanderten Landsmanns W., der, ſowie Frau W., mich mit ausgezeichneter Freundlichkeit empfing und bewirtete. Die Verſicherung der wunderlieblichen Dame, ſie ſei, trotz aller Einreden der Leipziger Bekannten, unentwegt «française et fière de l'être», erhöhte noch — like a patch on beauty's face — die Reize jenes köſtlichen Abends im Gewandhaus zu Leipzig. Wie danke ich ihnen heute noch dafür!

Kaum in Dresden angelangt, eilte ich nach des Muſeums „heiligen Hallen". Doch wehe! mitten auf der alten Elbe Brücke ſchießt mir Ironie, die Menſchenquälerin, die mich auf dem erſten Gange nach der Kanzel ſtimmlos gemacht hatte, ein tückiſches Sandkorn in's Auge, und das erſehnte Augenfeſt

Digitized by Google

werden. Ungetrübten und gründlichen Genuß brachten die folgenden Tage. Was sind aber Stunden, was sind Tage, wenn uns ein Rafael, ein Holbein, ein Correggio zu Gast laden! Glückliche Dresdener! Nachdem ich mir noch im „Grünen Gewölbe" eine nicht minder gründliche Migräne geholt, im Schauspielhause, am Schloßplatz, Devrient als „Rubens in Madrid" spielen gesehen, den Kunstdirektor Gruner und Frau (eine Jugendfreundin meiner Schwester) aufgesucht, bestieg ich das Dampfboot auf der Elbe, fuhr bis Station Wehlen und wanderte von da, in Gesellschaft mehrerer Passagiere, nach der Bastei. War es der Aufstieg durch den morgenfrischen Wehlener Grund bei wolkenlosem Julihimmel, war es der Ausblick von der Plattform der Bastei auf den königlichen Strom, der sich wie eine Riesenschlange um die barocken Felsgebilde windet, war es die Rückreise in der Abendkühle und Unterhaltung mit den fünf improvisierten Reisegefährten, was mich mehr ergötzte? Ich weiß es nicht. So viel nur ist gewiß, daß dieser Tag, im Anschluß an die vorigen, den Glanzpunkt meiner norddeutschen Reise bildete. Am späten Abend vereinigte uns der Russe Petrow aus Moskau, im Hôtel de Vienne, und widerstrebenden Herzens trennten sich für immer die sechs Freunde, von denen wenige Stunden zuvor noch keiner um den andern gewußt hatte. Einen jedoch, den edeln und von Herzen frommen Prediger Marschner sollte ich wieder in Halle treffen, wohin ich Tags darauf zurückkehrte. Reisen Sie mit Gott! war sein seelenvoller Nachruf, als ich, nach wiederholtem Besuche des Direktors Kramer und des August Hermann Francke'sche Waisenhauses, nach Jena verreiste.

Digitized by Google

Auch der thüringische Musensitz war mir in gewissem Sinne heiliger Boden. Dort hatte Fichte den Monismus des Geistes verkündet, Schelling die Einheit von Geist und Natur erschaut, Hegel die „Phänomenologie des Geistes" gedichtet, und beinahe vergaß ich, von Apolda kommend, daß ich über das Schlachtfeld von Jena wanderte, dessen Donner einst die Hegel'schen Gedankenblitze begleitete. Mein erster Besuch galt dem eminenten Denker und Kirchenhistoriker, dessen Hauptwerke ich das Motto zur Dissertation über Marheineke entlehnt hatte. Diese war somit eine wirksame Empfehlung. Hase lud mich zum Mittagstische mit seinem Amanuensis und künftigen Schwiegersohne Weingarten und dem Lizentiaten Frank, der die Herausgabe der spätern Auflagen des «Hutterus redivivus» besorgt hat. Unter den vielen Specimina, die ich bereits durchmusterte hatte, war er das erste, welches dem Urbilde eines evangelischen Kirchenmannes und Professors, wie ich es in Dr. Bruch verwirklicht gefunden hatte, vollkommen entsprach. Geist und Gemüt, Aeußeres und Inneres fand ich hier in schönstem Einklange. Er las, wie die meisten seiner Kollegen, in seinem Wohnhause, wo ich ihn über das neue Luthertum sprechen hörte. Ich sollte es ja bald zu Erlangen in nächster Nähe zu sehen bekommen. — Einen merkwürdigen Kontrast mit Hase bildete der biderbe alte Rückert, dessen Buch „Theologie" mir als treffliche Einleitung zum Studium Fichte's gedient und einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Er grollte dem Hegeltum wegen seiner „Auswüchse" Strauß und Tübinger Schule, und glaubte optima fide an die Identität von Fichtianismus und christlicher Metaphysik. Als ich mich verabschiedete, äußerte er

Digitized by Google

den Wunsch, ich möchte wiederkommen, und besiegelte ihn durch kräftigen Händedruck: „Stören Sie mich etwa, so werf' ich Sie hinaus." Ein richtiger Urwaldgermane. — Sehr feierlich waren Hoffmann und Konsistorialrat Schwarz, um so mitteilender und gastfreundlicher Hilgenfeld, dessen Einladung ich die Bekanntschaft meines Freundes Pastor Theodor Woltersdorf, eines Nachkommen des bekannten Pietisten, verdanke.

Philosophie, der Ruhm des frühern Jena, war auch jetzt noch in hervorragender Weise vertreten. Lebte in Rückert der Fichtianismus fort und machte sich in Hase's Theologie Schelling's Einfluß fühlbar, so vertrat Apelt die Fries'sche, Kuno Fischer die hegelsche Richtung. Apelt las dazumal Logik nach der hergebrachten aristotelischen Schablone, und war gerade beim Kapitel der Schlußfiguren, barbara, celarent u. s. w. angelangt. Der Aermste bat mich förmlich vom Hören dieser Vorlesung Abstand zu nehmen, die nur narkotisch auf mich wirken könnte. Dennoch ging ich und wurde, statt in Schlaf, in zwerchfellerschütternde Heiterkeit versetzt, die mit Fresison ihren Gipfel erreichte. Kein toller Mummenschanz hätte es dieser durch die ernsthafteste Professorsmiene erhöhte Komik gleichgethan. Des Lehrers Wunsch, uns nicht zu langweilen, war großartig erfüllt. Auch privatim sorgte er in wahrhaft väterlicher Weise für gesundheitbefördernde Säftemischung, zog mich zu Tisch, machte mich mit Major Knebel, dem Sohne des Freundes Goethe's bekannt, und ersuchte mich angelegentlichst beim bevorstehenden dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena bei ihm Quartier zu nehmen. Der treffliche Mann, an den ich nicht ohne Vorurteil herangetreten war und feuchten

Digitized by Google

Auges zurückdenke, — er sollte schon im folgenden Jahre das Zeitliche segnen, — sammelte in Wahrheit feurige Kohlen auf mein Haupt. Doch ach! es war verlorene Liebesmüh, und unvergleichlich stärker zog Kuno Fischer, der Hegelianer. Auch er las in jenem Semester Logik, aber spekulative Logik in Hegel's Weise, d. h. Metaphysik, und zwar in der Aula; denn er war eine Hauptzierde der Universität, und sein Auditorium ein großartiges. Sein Vortrag, der an Erdmann erinnerte, vereinigte das angeblich unvereinbare, inhaltliche Tiefe und formelle Klarheit, und fesselte mich umsomehr, als der Zauber, den die hegelsche Philosophie auf mich ausübte, hier an ihrer Geburtsstätte ein unwiderstehlicher war. Trotzdem blieb der Friesianer nicht ohne Einfluß auf seinen Schüler malgré lui. Er perhorreszierte Schelling, dem auch ich wegen seiner Stellung zu Hegel gar nicht hold war, und regte in mir den Gedanken an, die Kritik der Schelling'schen Religionsphilosophie zum Gegenstande meiner Lizentiatendissertation zu machen. — Nachhaltig und tief war endlich der Eindruck, den ich von Droysen's Persönlichkeit erhielt, dessen Vorträge über Preußens politische Vergangenheit und Zukunft ich zu den besten zähle, die mir zu hören vergönnt war. Wie hell und prophetisch der Mann in die Zukunft blickte, sollten schon die nächstfolgenden Jahre zeigen.

Mit der festen Absicht zu den Jubiläumsfeierlichkeiten des Monats August zurückzukehren, reiste ich über Hof und Bamberg nach Erlangen, wo ich von der Empfehlung des Freundes Assens Gebrauch machte, und bei den „Uttenreuthern"

Digitized by Google

die denkbar beste Aufnahme fand. Ich wurde hier mit Aufmerksamkeiten aller Art förmlich überschüttet, und genoß das Studentenleben mitsamt dem unvergleichlichen Erlanger „Stoff“ in vollen Zügen. In besonders angenehmer Erinnerung bleibt mir ein Ausflug mit den Uttenreuthern nach Bubenreuth, dem ich die Bekanntschaft des trefflichen Dr. med. Döderlein, eines Sohnes des Professors, verdanke; ferner das brillante Stiftungsfest der „Germanen“ am 6. August, mit Ausflug auf den Sandberg und prächtiger Aufführung von „Wallensteins Lager“; endlich eine Excursion nach dem benachbarten Nürnberg mit dem Uttenreuther Ströbel, einem urgemütlichen, von Nürnberger Witz übersprudelnden Sohn der alten Reichsstadt. Meine „Schrulle“ mußte mir bereits tief im Herzen sitzen, denn Thränen traten mir in die Augen, als ich der „Burg“ samt den Türmen von St. Lorenz und St. Sebald ansichtig wurde. Eine ehemals nicht minder blühende Schwester dieser Stadt ging mit ihrer glorreichen Vergangenheit und dahinsiechenden Nationalität an meinem Geistesauge vorüber. Freund Ströbel, der kundige Nürnberger, war mir ein trefflicher Führer; Lorenzenkirche und Turm, Sebaldusgrab, Gänsemännlein, Nassauisches Haus, Johanneskirchhof mit den Gräbern von Dürer, Hans Sachs, Veit Stoß, Pirkheimer u. s. w., Germanisches Museum im Karthäuser Kloster, Theater (Nathan der Weise) wurden angesehen, auch des Wursthäuschens bei der Moritzkapelle in archäologischer Liebe gedacht. Es waren drei schöne Tage ächten auf Jahre hin erfrischenden Kunstschwärmens, und nicht sowohl Neigung als Pflicht war es, die mich in Erlangens Hörsäle zurückrief.

Digitized by Google

Ich hospitierte fleißig bei Hofmann (Theologische Encyklopädie) Delitzsch (Hiob), Thomasius (Dogmatik), Herzog (reformierte Dogmatik), die ich sämtlich auch besuchte; ferner bei Harnack (Homiletik), Scheurl (Kirchenrecht), Döderlein (Philologisches Seminar) und Nägelsbach (Plato's Staat). Die Theologen, die sich eines bedeutenden Rufes erfreuten, verloren in der Nähe einen Teil ihrer Anziehungskraft. Ihr Vortrag — Harnack und Delitzsch ausgenommen — war schwerfällig und wenig anregend. Am meisten enttäuscht wurde ich durch Hofmann's äußere Erscheinung, der in Erlangen etwa die Rolle von Tholuck in Halle, Hase in Jena, Beck in Tübingen spielte und einer bedeutenden Zuhörer- und Gefolgschaft sich erfreute. Originalität war freilich dem Verfasser von „Schriftbeweis" nicht abzusprechen, ähnlich aber wie bei Beck, lag sie doch mehr, wie mir dünkte, in der Terminologie und ständigen Phraseologie, als im Gedankengehalte der bedächtig dictando vorgetragenen Lehre. Diesen „geistdurchwirkten" aber gar zu formlosen Kollegen und alle insgesamt, selbst den treuherzigen Thomasius übertraf weit, an Redegewandtheit und coulanter Liebenswürdigkeit im Privatverkehr, der phantasie- und gemütsvolle Sachse Delitzsch: eine echte Johannesnatur, glaubensstark und feurig wie der Apokalyptiker, zart und innig wie der Apostel der Liebe. Ein Wingolfite von lebhaftestem Temperament und vielseitiger Bildung, stud. theol. de le Roy, der bei unserm ersten Interview gegenwärtig war, meinte, ich sei, weil Franzose, reformiert: „Was reformiert! Lutherisch ist unser Freund!" rief Delitzsch triumphierend, und zog mich an sein

Digitized by Google

Ueberschwänglichkeit. Der gute, treffliche, unvergleichliche Delitzsch! O daß doch alle „Lutheraner" solche Delitzsche wären!

Als Konkneipant der Uttenruthia kam ich wohl mit einzelnen Wingolfiten, so mit dem als Hugenotte doppelt lieb gewordenen de le Roy, nicht aber mit dem Wingolf als solchem in Berührung. Der Gegensatz zwischen Uttenruthia und Wingolf war ein landsmannschaftlicher, kein religiöser. Beide waren „christliche" Verbindungen, die eine aber überwiegend von Norddeutschen, die andere von Bayern und Süddeutschen gebildet. Ueberhaupt fand ich in deutschen Landen den Gegensatz von Nord und Süd viel schärfer ausgeprägt, als ich mir ihn gedacht hatte. Ebenso den Gegensatz von Preußisch und Hannöversch. „Sie beschimpfen mich", sagte, freilich laut auflachend, einer der Touristen in deren Gesellschaft ich die Bastei bestieg, weil ich ihn, den Hannoveraner, für einen Preußen gehalten hatte.

Des Semesters Abschluß und Bouquet bildete die auf den 14.—17. August anberaumte dritte Säkularfeier der Universität Jena, wohin ich am 13. über Leipzig und Apolda zurückkehrte. Der Zufall brachte in demselben Eisenbahncoupé ein kurländisches Ehepaar, einen Schleswig-Holsteiner und mich Elsässer zusamen, also vier nichtdeutsche Deutsche! Nun, Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen sind mittlerweile zurückgewonnen. Wann kommen die Ostseeprovinzen an die Reihe? Sie würden wohl den Eroberer mit anderen Mienen empfangen, als die Muß-Preußen am Oberrhein. Von Apolda, wo das Gedränge entsetzlich war, brachte uns bei glühender Mittagshitze ein Leiterwagen nach der Musenstadt: meist angeheiterte Studenten, in deren Mitte sich der hochelegante und sehr ernsthafte Prof.

Digitized by Google

Erdmann, von Halle, verirrt hatte. Ein urkomisches Bild. Noch größer war der Wirrwarr in Jena. Apelt's Schlafstelle war vergeben, da ich es leichtsinnigerweise unterlassen hatte, ihm rechtzeitig meine Ankunft zu melden. Aber auch im „Bähren" und in den übrigen Herbergen war Alles, bis auf's letzte Winkelchen, besetzt resp. bestellt. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß ich früher bereits im „Bähren" logiert hatte, wurde mir daselbst zwischen zwei offenen Dachlöchern auf dem Estrich, wenigstens eine Art Bett zur Verfügung gestellt, das immerhin dem „hellen Strande" der Saale als Nachtlager vorzuziehen war. Von Schlaf natürlich keine Spur. Dafür sorgte eine muntere Schaar festlich erregter Jubiläumsmäuse. Noch schrecklicher aber war die folgende Nacht. Ich wurde — es sollte ja eine besondere Vergünstigung sein — mit vier korpulenten ältern Herren in ein wohlverschlossenes Zimmerchen eingepfercht. Für absolute Insomnie sorgten hier, statt der Mäuse, zwei Riesenschnarcher und ein fœtor sudantium, wie mir in meinem Leben nichts ähnliches entgegenduftete. Auch die folgenden Nächte waren Verlängerungen meines bewußten Daseins und entsprechende Verkürzungen meines Festgenusses.

Die Hauptmomente der Feier waren: am 14. August Empfang des Großherzogs, am 15. Festzug nach der Pfarrkirche und Predigt von Konsistorialrat Schwarz; Enthüllung des Johann-Friedrich-Denkmals und Rede des Kurators Seebeck; am 16. Zug nach der Kollegienkirche und Festrede des Prof. eloquentiæ; am 17. Zug nach derselben Kirche, Ehrenpromotion und allgemeiner Kommers bei elektrischer Beleuchtung, mit Stechen des Landesvaters. Von Straßburgern waren dabei:

Digitized by Google

Professor Reuß, Kandidat Scherdlin und „Dr. Marcus“ — so hatten mich Hartmann und die Straßburger Freunde getauft. Es war der erste und einzige Landesvater, den ich mitgestochen. Tags darauf (18. August) zweiter Abschied von den Jenaer Freunden. Wiederum furchtbares Gedränge. In einem von sechsunddreißig Personen besetzten Möbelwagen fuhr ich mit Kandidat S. nach Apolda, und per Bahn nach Weimar, wo ich endlich, im Gasthaus „zur Sonne“, eines erquickenden Schlafs genießen durfte. Wir sahen uns, des andern Morgens, das im Vorjahr errichtete Rietschel'sche Goethe-Schillerstandbild an, nächst dem Rauch'schen Meisterwerke unter den Linden das schönste und edelste, das mir diese Reise zeigte, besuchten meines Lieblingsdichters Haus und Sterbezimmer — das Goethe'sche war unzugänglich, — und ergingen uns im Schloßpark, unter den Denkmälern Schiller's und Goethe's, Wieland's und Herder's. Es mutete mich an wie Götterdämmerung und Totenklage, und die angeborene Tendenz zur Schwermut erhielt reichliche Nahrung. Mein trefflicher Gefährte, der wohl nichts davon ahnte, reiste nach Leipzig, ich über Rudolstadt, Saalfeld und Koburg nach Erlangen zurück. Pour la bonne bouche bekam ich noch, beim Wagenwechsel in Bamberg, eine weltgeschichtliche Größe zu sehen, freilich eine sehr vergangene, ein plus quam perfectum, den neunzigjährigen Fürsten Metternich.

Nach mehrtägiger Reklusion in Folge eines Augenleidens, das der Erlanger „Studentenvater“ Dr. Herz rasch zu heben wußte, ging die Reise am 25. August weiter nach Augsburg und München. Dort war ich so glücklich einen Landsmann und Schulkameraden, den Architekten Adolf Röhrich, zweiten Sohn

Digitized by Google

des verdienten Historikers der Reformation im Elsaß, Timotheus Wilhelm Röhrich, zu treffen, der sich mir bereitwilligst zum Cicerone anbot. Alte und neue Pinakothek, Glyptothek, Kunstausstellung, Aukirche, Theatinerkirche und wie die Sehenswürdigkeiten alle heißen, wurden in Augenschein genommen, und des Hofbräuhauses nicht vergessen. War es ästhetische Uebersättigung? Liefen andere Faktoren mit unter? Es wollte mir in Isar-Athen nicht recht behagen. Schon Kassel und Dresden hatten mir bei weitem weniger imponiert, als Frankfurt und Leipzig. Und so auch sagte mir München viel weniger zu, als Nürnberg und Augsburg. Diese ehemaligen Reichsstädte erschienen mir als die beredten Denkmäler deutschen Geistes, deutschen Fleißes und deutscher Arbeit, aus deutschem Wesen hervorgegangen und mit ächtestem, ursprünglichsten deutschen Charakter. Jene großthuenden Kleinstaatsresidenzen dagegen, sie trugen, in meinen Augen, den Stempel des Fremden, des Importierten, des Undeutschen an der Stirn. Diese erzählten mir von Deutschlands Größe, jene von des Reiches Schmach und Niedergang. Am wenigsten aber konnte ich mich in München zu Hause fühlen, wo sich zum politischen, im Bavariakoloß verkörperten Protest gegen Deutschlands Einheit, noch der religiöse Gegensatz zu Deutschlands Glaube gesellte, und in einer Weise bemerkbar machte, die mich keineswegs anheimelnd berührte. Diese prunkvollen Gotteshäuser im Jesuitenstile, diese Fülle von Madonnen und Bildern, dieser Heiligenkult auf offener Straße hätte ich in Italien ganz am Platze gefunden und als natürliche Erzeugnisse des italienischen Bodens wie Zitrone und Pomeranze, Myrte und Lorbeer, auch zu

Digitized by Google

schätzen wissen: hier kamen sie mir vor wie ungeschickte Nachbildung.

Daß ich trotz Prunkkirchen und vergoldeten Madonnen noch diesseits der Alpen, daran mahnten die Schneeflocken, die mich am 28. August, von München ab, in dichten Wirbeln durch's Allgäu begleiteten. Bald erreichte ich Lindau, und nach stürmischer Fahrt über das „schwäbische Meer", Romanshorn, Frauenfeld, Zürich, am folgenden Tage Luzern und Engelberg, wo Eltern und Geschwister meiner harrten.

Seit 1856 war das Obwaldner Hochthal ständiger Kurort der „Straßburger" geworden, wie wir dort und in Seewen hießen. Besonders mein wohlgemuter und leutseliger Bruder war an beiden Orten beliebt und so populär, daß man die einzelnen Mitglieder der Familie nach ihrem Verwandtschaftsverhältnis zu ihm zu bezeichnen pflegte. Auch liebe Straßburger Freunde schlossen sich uns alljährlich zur Erholung im herrlichen Alpenthale an. Das damalige Engelberg war ja noch lange nicht der heutige Weltkurort mit modernem Komfort und modernem Badeschwindel. Es gab weder Hotel Titlis, noch Hotel Sonnenberg, sondern, nächst der kleinen Pension Müller, vorerst nur ein schlichtes Schweizergasthaus „zum Engel" mit primitivstem Tisch und Zimmern, die gar keine waren, vielmehr als winzige Zellen oder Schlafstellen bezeichnet werden müssen. Hier waltete die tüchtige Wirtin Frau Cattani mit ihren schmucken Töchtern Anneli und Rösli. Die Gesellschaft war klein, zumal Ende August und bei häufigerem Erscheinen des „Thalvogts", — der von Grafenort her durch die Schlucht zwischen Salisstock und Schwand heraufziehenden Nebelmasse,

Digitized by Google

— und es herrschte in ihr der einfachste, ungezwungenste, gemütlichste Ton. Den Grundstock bildeten außer den „Straßburgern", einige Schweizer und Heidelberger, das patriarchalische Oberhaupt, der gefeierte Heidelberger Geheimrat und Professor juris Mittermaier. Er liebte es, die kleine Kolonie bei günstiger Witterung zu gemeinsamem Spaziergange, bei Regen und „Thalvogt" im niedrigen und überaus heimlichen Speisesaal — Gesellschaftssaal gab es noch keinen — vereinigt zu sehen, Vorträge und sonstige entertainments zu veranstalten, namentlich Schiller's Tell mit verteilten Rollen vortragen zu lassen, wobei er selbst mit überzeugtestem Pathos die Hauptrolle spielte. Eine prächtige Erscheinung, dieser alte Mittermaier, und die imposanteste Figur, die ich je gesehen: auf hochgewachsenem, durch's Alter gebeugten, aber noch rüstigen Körper der Moseskopf von Michelangelo. Durch und durch Idealist und Enthusiast, schwärmte der Siebzigjährige noch wie ehedem für seine Lieblingsträume, Abschaffung der Todesstrafe, Behandlung der Verbrecher als Geisteskranker u. s. w., und köstlich war der Kontrast anzusehen, den des Greises jugendliche Begeisterung mit dem nüchternen Realismus seiner Söhne bildete. Besondere Vorliebe hatte er für Italien, dessen Sprache ihm durchaus geläufig war (er hatte einen Teil seiner Jugend in Welschtyrol verlebt). Für Toscana, das die Todesstrafe abgeschafft hatte, war er in hohem Grade begeistert, und die bedeutendsten italienischen Staatsmänner liberaler Richtung waren seine Freunde. Wie gründlich er aber nicht blos in die italienischen Zustände, sondern auch in die Geheimnisse der internationalen Politik eingeweiht war, mag aus Folgendem erhellen: Auf einem Spazier-

Digitized by Google

gange nach Herrenrüthi sagte er, nach längerem Schweigen und im ernstesten Prophetentone: „Wir stehen am Vorabend wichtiger Ereignisse. Es gibt Krieg, Krieg zwischen Frankreich, das sich mit Piemont verbündet, und Oesterreich. Die Oesterreicher sollen aus Italien vertrieben, die Lombardei mit Piemont, Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt werden. Dies hat Cavour mit Napoleon in Plombières verabredet. Ich weiß es aus bester Quelle. Denken Sie über's Jahr an mich!" Selten wohl ist eine so bestimmte Voraussagung so wörtlich in Erfüllung gegangen. Ein herzliches Verhältnis entwickelte sich bald zwischen Mittermaiers und den „Straßburgern", und da der Geheimrat nahe Verwandte in Straßburg hatte — Frau Notar Wittwe Weigel war seine Schwägerin, die geistvolle Frau Prof. Stromwald, geborene Pélagie Lagarmitte, seine Nichte — erhielten wir fast in jedem Frühjahr seinen Besuch. Weitere Charakterfiguren der 58er Gesellschaft waren: der alte behäbige Beichtvater Friedrich Wilhelms IV. Oberhofprediger Strauß, mit seinem liebenswürdigen Sohne, Divisionsprediger Otto Strauß; die Tochter des bekannten Mystikers und Freundes Lavater's, Frl. Anna Cleophea Nüscheler, eine in ihrer Art einzige Repräsentantin und Verkörperung des altzürcherischen Konservativismus; der menschenfreundliche aargauische Fabrikbesitzer Hans Hüssy, in dessen gastfreiem Hause unsere Damen im Spätjahre 1870 Zuflucht und liebevolle Pflege finden sollten. Im „Engelsparlament" bildete er mit Mittermaier die Linke, Berlin und Zürich die Rechte, Straßburg das moderierende Zentrum.

Noch brachte das erinnerungsreiche Jahr 58 drei erwähnens-

Digitized by Google

werte Dinge: 1. Einen Abstecher nach Heidelberg und Besuch der dortigen Freunde, der, trotz der Verschiedenheit unserer politischen Ansichten und Neigungen, meine Achtung und Verehrung für den edeln Greis und seine trefflichen Söhne womöglich erhöhte. — 2. Die Bekanntschaft von Pfarrer Blumhardt, dessen Erscheinung die Vorstellung, die ich mir von ihm gebildet hatte, gründlich Lügen strafte. Statt des Pneumatikers meiner Phantasie mit dem heimwehvoll nach Oben gerichteten Blicke, fand ich den denkbar „natürlichsten" Menschen, einen breitbehäbigen rotwangigen Papa, der sich, ohne die leiseste Spur von Charlatanerie, im traulichsten schwäbischen Dialekt ausdrückte. Er predigte (5. Dez. 58) in der Neuen Kirche, und hielt an den folgenden Abenden, im Auditorium der Kirche, zwei Vorträge, die mich, durch den Freisinn der darin entwickelten Ideen, in nicht geringeres Erstaunen versetzten, als seine ganze Erscheinung, und auf mein versöhnungsbedürftiges Gemüt in wohlthätigster und nachhaltigster Weise wirkten. 3. Eine Feuersbrunst, die am Frühmorgen des 21. Dezembers einen Teil des elterlichen Hauses unserer Mutter in Asche legte, und sich in doppelter Hinsicht verhängnisvoll erwies, indem sie einmal die dort noch vorhandenen Reliquien des Großvaters, namentlich eine Anzahl wohlerhaltener Familienportraits vernichtete, zweitens aber — und dies war die noch viel traurigere Folge — die bis da trotz mancher Beschwerden gute Gesundheit des Vaters tief erschütterte und sofort eine Kongestion und unheilbare Augenschwäche nach sich zog.

Im Gegensatze zum Wanderjahre 1858 war das folgende eine Zeit konzentrierter Arbeit, die ich in absoluter Zurück-

Digitized by Google

gezogenheit, teils in Belfort, teils im Steinthale zubrachte, wohin Schwager R. im Juni d. J. berufen wurde und Ende Juli sich begab. Unterbrochen wurde sie blos durch die obligate Schweizer-Reise und eine zweite nach Paris (20. September bis 13. Oktober). Im stillen Bergdörflein Neuweiler bei Rothau wurden dann meine Dissertationen pro licentia in's Reine geschrieben: «Examen critique de la philosophie religieuse de Schelling» und «De Servatoris apud Joannem notione e Veteris Testamenti decretis explananda». Am 27. Februar 1860 und den folgenden Tagen fand das schriftliche Examen, teils in lateinischer, teils in französischer Sprache, im März die Drucklegung meines «Schelling», am 16. April die «soutenance», endlich am 19. Mai die Disputation «De Servatoris notione» statt.

Der Rest des Sommersemesters 60 wurde einem dreimonatlichen Aufenthalt in Tübingen gewidmet. In diese Zeit fällt ein Ereignis, das tief und peinlich in mein junges Leben eingriff: der durch Lungentuberkulose herbeigeführte frühzeitige Tod meines Hartmann im fernen Funchal auf Madeira (17. Juni 1860, 25 Jahre alt), wohin ich ihm am 15. d. M. meinen letzten Brief gesandt hatte. An eben diesem Tage war ein älterer Kommilitone, Adolf Jägle, bei seinen Eltern im Pfarrhause zu Dorlisheim derselben Krankheit erlegen. Die Kunde aber von Martin Hartmann's Tod, die ich im folgenden Monat Oktober erhielt, ging mir um so näher, als er der einzige intimere Freund war, mit dem ich politisch und religiös vollkommen übereinstimmte. Auch der große Gymnasiumsbrand (29. Juni), womit mir abermals ein Stück lieber Vergangenheit verloren ging, erfolgte zur Zeit meines Tübinger Aufenthaltes.

Digitized by Google

Neben Beck, Palmer, Landerer, lebte und lehrte noch Ferdinand Christian Baur, das berühmte Haupt der Tübinger Schule. Es war kurz vor dem Schlaganfalle, der die Geisteskraft des achtundsechzigjährigen Kirchenhistorikers lahm legen sollte, und bereits machte sich bei seinen Vorlesungen quälende Atemnot bemerkbar. Der überraschend schlichte und einfache Mann hatte seine Freude an meiner Kritik der Schelling'schen Gnosis, und erwiederte Huldigung und Besuch in wohlwollendster Weise. Geistesfrisch aber und kampffroh war er noch wie ehedem, und seine letzten Worte beim Abschied lauteten: „Kampf muß sein bis an's Ende. Die Hauptsache ist, daß wir den guten Kampf kämpfen". — Mit seiner mehr zurückhaltenden Art und großartigen Selbstlosigkeit kontrastierte das überschwängliche und redeselige Wesen Immanuel Hermann Fichte's, das mich, wie des Mannes ganze Erscheinung, sofort an Delitzsch erinnerte. Auffallend war seine Schrulle, sich selbst, auch wo die Möglichkeit einer Verwechselung ausgeschlossen war, als den „jüngern Fichte" (den „immer jüngern" meinten die Gegner) zu bezeichnen. Im Uebrigen der liebenswürdigste Philosoph Deutschlands, dem ich, schon seines Namens wegen und in Ansehung seiner auf Versöhnung von Religion und Philosophie abzielenden Lehre, Sympathie und Hochachtung entgegenbrachte.

Weniger Verständnis hatte ich für den Theologen Beck, um dessen Lehrstuhl sich der Wingolf schaarte. Dagegen war es mir von hohem Interesse zum ersten Male dem wissenschaftlichen Katholizismus näher zu treten. Noch war die päpstliche Unfehlbarkeit nicht zum Dogma erhoben, und der alte Versöhnungstraum Leibnitzens und so vieler Anderen spukte noch in meinem

Digitized by Google

Kopfe. Zwar gerade gegen den deutschen Katholizismus war ich stark voreingenommen. Ich erblickte in ihm eine Art Zwittererscheinung und contradictio in adjecto, da mir der Protestantismus als die germanische Form des Christentums, der Katholizismus als dessen romanische Gestalt erschien, deutsch und protestantisch, romanisch und katholisch als gleichbedeutende Vokabeln galten. Hier aber trat er mir im Doktormantel entgegen, und mit einem gelehrten Apparate, der auch dem überzeugtesten Protestanten Respekt einzuflößen im Stande war. Hefele, der katholische Kirchenhistoriker machte keinen Hehl aus der Reformbedürftigkeit der Kirche im sechzehnten Jahrhundert und verneinte blos die Notwendigkeit einer Dogmenverbesserung. Den Gegensatz von Gnade und Verdienst wußte Kuhn, der Professor der katholischen Dogmatik, geschickt durch die thomistische Wendung zu überwinden, die Gnade sei ja der letzte Grund dafür, daß wir überhaupt ein Verdienst erwerben können, und die Vorzüge des alten Glaubens wußte der treffliche Aberle nicht minder geschickt durch Hinweis auf den geistigen und wirtschaftlichen Rückgang Deutschlands und den Niedergang des Reiches im siebzehnten Jahrhundert ins Licht zu setzen. Es war bereits das System, das seither Janssen in so glänzender Weise litterarisch durchgeführt hat, alles in allem aber ein auffallend milder und anscheinend versöhnlicher Katholizismus. Erst 1870 und die „Unfehlbarkeit" haben das Schisma verewigt.

Im berühmten Stift ging ich des öftern ein und aus. Direktor Prof. Oehler, Repetent Schmidt, Kandidat Pfleiderer interessierten sich sehr um mich. Auch verkehrte ich täglich mit lieben Landsleuten, den Kandidaten Bauer aus Mülhausen

Digitized by Google

und Schmutz aus Obenheim, sowie mit dem norddeutschen stud. Delf, der sich seitdem als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht hat, und den Württembergern Faulhaber, Knapp, Greiner, deren Bekanntschaft durch jene vermittelt wurde. Ihnen allen und dem Andenken der liebenswürdigen Professoren Landerer und Peschier, des Dichters Uhland und der trefflichen Frau Ottilie Wildermuth, die mich, sowie jene Professoren, freundlichst zu Tisch lud, zolle ich hier den Tribut meines Dankes. Frau Prof. Landerer, Gustav Werner's Schwester, empfahl mich ihrem Bruder in Reutlingen. Uhland erkundigte sich nach dem Archivar Ludwig Schneegans und andern Straßburger Freunden, und sprach sich sehr anerkennend über unsere deutsche Dichtung im Elsaß aus. Ebenso Frau Wildermuth, die dazumal in ihrer litterarischen Blüte stand und nebst Maria Nathusius eine Lieblingsschriftstellerin meiner Mutter war.

Auch Lustnau, Derendingen, Weilheim, in unmittelbarer Nähe Tübingens, den Hohenzollern bei Hechingen mit der eben im Wiederaufbau begriffenen Hohenzollernburg, Reutlingen mit Gustav Werner's Institut und Achalm rechne ich zu den in bester Erinnerung gebliebenen Württemberger Bekanntschaften. Der letzte Abstecher, bevor ich dem lieben Schwabenlande Valet sagte, galt dem Bade Boll und Papa Blumhardt, dem ich für die unvergeßlichen Straßburger Vorträge meinen tiefempfundenen Dank aussprach. Von Göppingen aus, wohin mich Tags darauf der mir von der Anstalt freundlichst zur Verfügung gestellte Wagen brachte, sandte ich dem Berge, dessen Name mich je und je wie Zauber berührt hat, dem

Digitized by Google

die Geißlinger Höhe, Ulm, Friedrichshafen, den Bodenſee, Romanshorn, Zürich (wo ich Alexander Schweizer, Guſtav Volkmar und die ehrſame Familie Rüſcheler aufſuchte), Luzern und Stanzſtad, nach — Engelberg.

Hier fand ich, wie vor zwei Jahren, den alten Mittermaier, diesmal mit ſeinem Sohne Franz (Dr. juris)[1] und — das elendeſte Regenwetter. Dazu aber die halbe Univerſität Heidelberg: Geheimrat Rau mit Gemahlin, ein Typus des deutſchen Beamten alten Stils, aber geiſtreich und angenehmſter Geſellſchafter,[2] Schenkel, Duſch, Pagenſtecher, Kirchhoff, Bunſen, Helmholtz, eine ganze Pleiade von Berühmtheiten. Je tyranniſcher aber draußen der Thalvogt ſein Szepter ſchwang, um ſo königlicher unterhielten ſich ſeine Gefangenen im „Engel". Von Bergtouren — namentlich vom Titlis, den ich 1857 mit Schwager R. und dem 1865 ebenda verunglückten Führer Eugen Imfanger beſtiegen hatte — konnte nicht entfernt die Rede ſein. Es war die abſcheulichſte und dennoch ſchönſte Saiſon, die wir in Engelberg verlebten, ſo reich an ungetrübter Fröhlichkeit, ſo anregend und erfriſchend wie keine frühere und keine ſpätere. Aber ach! mit ihr waren ſie überhaupt vorbei, die ſchönen Tage von Aranjuez, die vielbewegten und doch ſo ſorgenfreien Studien- und Wanderjahre, und mit der Rückkehr in die Heimat begann diesmal der lange unerquickliche Kampf ums Lehramt.

---

[1] Im folgenden Jahre begleitete ihn ebendahin ſein Enkel, der ſo berühmt gewordene Pſychiater v. Krafft-Ebing. — [2] Seine Tochter war in Straßburg mit Richter Oeſterrieth verheiratet.

Digitized by Google

VI.

Die Probejahre.

Die im folgenden Oktober bei'm Seminarium nachgesuchte Ermächtigung zu philosophischen Vorlesungen wurde mir bereitwilligst gewährt. Ich begann am 23. November 1860 mit vierzig bis fünfzig Zuhörern, worunter Rudolf Reuß, Eduard Schure, Viktor Ernst Neßler und andere, die mich an Notorietät so unendlich überflügeln sollten. Günstig war erstens der Umstand, daß ich deutsch las und damit die Argentina auf meiner Seite hatte, zum andern die Unbeliebtheit des Philosophieprofessors Waddington, der 1856 Christian Bartholmeß nachgefolgt und der erste eigentliche Franzose unter den Lehrern unserer protestantischen Hochschule war, — endlich das jugendliche Feuer meines Vortrags, welches teils in meinem erregbaren Temperamente, teils in der noch ungebrochenen Festigkeit und Wärme meines philosophischen Glaubens seine Nahrung fand. So erhielt sich die Zuhörerzahl auf ermutigendster Höhe. 1860—61 las ich Geschichte der neuern Philosophie, die mir im Unterschiede von der alten bereits geläufiger war, und verweilte mit Vorliebe bei Spinoza und Hegel; 61—62, Reli-

Digitized by Google

gionsphilosophie mit besonderer Berücksichtigung der Linkshegelianer Strauß und Feuerbach. Dieses zweite Kolleg erzielte, zumal bei den Theologiestudierenden, nicht minderen Erfolg, und meine Sache schien gewonnen. Auch in den nächstfolgenden Jahren, wo ich mich, nach eingehenderem Studium der Hauptquellen, an die klassische und mittelalterliche Philosophie heranwagte, bewährte sich die Gunst, die mir die Kommilitonen von Anfang an entgegengebracht.

Aber den Rosen dieser hoffnungsreichen Morgenröte fehlten auch die Dornen nicht. Zwar die im Kapitel von Prof. Waddington gegen mich erhobene Anklage auf Pantheismus schadete wenig, da ihr psychologischer Untergrund allzu deutlich hindurchblickte. Auch die Bedenken des Präsidenten des Direktoriums, Theodor Braun, gegen die Sprache, der ich mich bediente, scheiterten bald an der Entschiedenheit, womit Dr. Bruch und die Mehrzahl seiner Kollegen für dieselbe eintraten. Allein gerade der edelsten und wohlmeinendsten Gönner bediente sich der Feind meines Glückes, um störend in die normale Entwickelung der Dinge einzugreifen. 1861 hatte Dr. Bruch die Güte mich zu seinem Vikar an St. Nikolai zu wählen. Ich nahm den ehrenvollen Antrag nicht ohne Zaudern an, da die Erfahrung mich zur Genüge über die Grenzen meiner körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit belehrt hatte. Nun erfreuten sich zwar meine Kanzelvorträge einer recht zahlreichen und, wie es schien, sympathischen Zuhörerschaft, obgleich es mir weder gelingen wollte, den richtigen Predigerton zu treffen, noch ganz frei zu sprechen. Leider aber sah ich mich schon im

Digitized by Google

näckige Insomnie genötigt, endgültig auf die Kanzel zu verzichten. Der Schritt war schwer, sehr schwer, aber unvermeidlich.

Am 28. April 1863 erlangte ich, durch «soutenance» meiner Dissertation «De l'Économie du salut, Étude sur le dogme dans ses rapports avec la morale», den theologischen Doktortitel. Die etwas flüchtig entworfene Arbeit brachte den inneren Widerstreit zum Ausdruck, in den sich der Hegelianer zur Zeit verwickelt sah, und war formell hinter «Schelling» und «Marheineke» zurückgeblieben, an Selbständigkeit jedoch den früheren Versuchen vielleicht um ein Kleines voraus. Der Grundgedanke war: Das Dogma ist Erziehungsmittel. Sein Wert bemißt sich nach seiner ethischen Brauchbarkeit. Das Ethische allein ist Selbstzweck. Angedeutet hatte ich ihn bereits in den Konklusionen meines «Schelling». Es zeigte sich darin der wachsende Einfluß Kant's, der mich in stetigem Forttreiben zur Lehre vom Willen zum Guten als Weltprinzip führen sollte.

Sofort nach der Doktorprüfung trat die Versuchung abermals an mich heran, diesmal in der weniger verführerischen Gestalt einer interimistischen Vertretung des erkrankten Dr. Fritz. Ich hatte ja, unter Reuß' begeisternder Anleitung, das Alte Testament lieb gewonnen, durfte aber und konnte mich nicht entfernt einem Fachmanne gleichstellen. Und dennoch unterlag ich Aermster und mußte abermals, in womöglich noch empfindlicherer Weise, die Wahrheit des «Ne sutor ultra crepidam» an mir erfahren. Indes dauerte die «suppléance» kaum ein Jahr, und schon am 27. März 1864 wurde mein verehrter Gönner durch einen Schlaganfall von seinen Leiden erlöst. Bald ging

Digitized by Google

auch Prof. Matter mit Tod ab, — Prof. Jung war am 10. Oktober 63 gestorben, — und der so festgezimmerte Lehrkörper schien plötzlich aus den Fugen zu gehen. Die drei vakant gewordenen Kapitelsitze erhielten: der seit 1857 des Ordinariats harrende Extraordinarius Dr. Cunitz, der durch seine vermittelnde Richtung empfohlene Dr. Lichtenberger und der geist- und charaktervolle Direktor der Revue de théologie und gefeierte französische Prediger an St. Nikolai, mein einstiger Hauslehrer Timotheus Colani, der hinfort — da Waddington seine Stelle aufgab und nach Paris zurückkehrte — am Seminar die Philosophie, in der Fakultät die praktische Theologie vertrat. In Anerkennung vierjährigen unentgeltlichen Dienstes erhielt ich, als fiche de consolation für die acht folgenden Jahre, den Titel eines professeur agrégé pour l'enseignement de la philosophie allemande, mit einem Jahrgehalt von 1200 Fr. (13. Juli 1864). Ein sehr bescheidener Erfolg, der mir jedoch die Genugthuung gewährte, daß mein guter Vater, als er am 17. Juni 66 zu seiner Ruhe einging, meine akademische Zukunft in der Heimat als gesichert betrachten durfte.

Nun war es, zu meinem Glück, vorbei mit den allotria, und durfte ich wiederum ungeteilt meinem Lieblingsfache leben. Die größere Muße, deren ich mich jetzt erfreute, gestattete mir den Kreis meiner Thätigkeit innerhalb desselben nach zwei Seiten hin zu erweitern. 1866 veröffentlichte ich versuchsweise eine Broschüre, «Introduction historique à la philosophie hégélienne», die besonders von den Studierenden französischer Zunge beifällig aufgenommen wurde, und diese, da sie mein bisher ausschließlicher Gebrauch der deutschen Sprache

Digitized by Google

von meinen philosophischen Kollegien ausschloß, veranlaßte, mich sowohl um französische Vorlesungen, als um Veröffentlichung eines Handbuchs der Geschichte der Philosophie in französischer Sprache zu ersuchen. Da ich nach Wegfall des Exegeticums fünf Stunden weniger zu lesen hatte, willfahrte ich gerne dem Wunsche die französischen Vorlesungen betreffend und hielt solche von 1867 ab neben den deutschen. Aus diesen französischen Vorlesungen aber ging meine «Histoire de la philosophie européenne» hervor. Dabei behielt ich Fühlung mit der Theologie und der protestantischen Geistlichkeit durch regelmäßige Teilnahme an der von Prof. Lichtenberger gegründeten Konferenz, der ich eine Reihe von Arbeiten widmete und bis zuletzt angehörte.

Aber auch auf meine Fortbildung in den Realdisziplinen vermochte ich jetzt geraumere Zeit zu verwenden. Mehr und mehr erkannte ja eine zur Begriffsdichtung und Rednerei gewordene Philosophie die Notwendigkeit ernsthafter Wiederanknüpfung mit Natur und Naturwissenschaft, und trat an mich die Mahnung heran, die sehr bedenklichen Lücken meines Wissens nach Kräften auszufüllen. Dazu verhalfen mir die stets ausgezeichneten Vorlesungen der Faculté des sciences, insbesondere die unseres eminenten Landsmannes Wilhelm Schimper über Geologie, Paläontologie, physikalische Erdkunde u. s. w., die ich fünf Semester hindurch mit wachsendem Interesse befolgte. Ich habe es nicht hehl, daß ich, außer den Vorlesungen von Reuß und Stahl und etwa noch den Predigten von Colani, nichts packenderes, interessanteres und lehrreicheres gehört, als die schlichten, aller Rhetorik entbehrenden Vorträge unseres vater-

Digitized by Google

ländischen Naturforschers, mit dem ich auch persönlich zu verkehren das Glück gehabt habe. Welche Einfachheit, Anspruchlosigkeit, ja Kindlichkeit in diesem Manne, und welch' prächtigen Kontrast bildete damit das hohe imposante Haupt auf dem schlankgewachsenen, leicht vorwärts gebückten Körper! Er war der seltenen Menschen einer, deren Ich voll und ganz im Ideale aufgeht.

In meinen philosophischen Anschauungen hatte sich mittlerweile eine Wandlung vollzogen. Der bedeutsame Vortrag, worin sich Eduard Zeller, damals (1862) in Heidelberg, vom Hegeltum strikter Observanz lossagte, und die nun Schlag auf Schlag auf einander folgenden Kundgebungen des erneuten Kantianismus waren nicht ohne Einfluß auf meine Denkart geblieben. Sie veranlaßten mich zu tieferem Eindringen in die kantische Philosophie, wodurch mein hegelscher Dogmatismus mehr und mehr in's Wanken geriet. Von einem Preisgeben des monistischen Gedankens konnte natürlich keine Rede sein. Dieser saß so tief und so fest, war so innig mit meiner ganzen Denkweise verwachsen, daß ich ihn nur mit dem Denken selbst hätte aufzugeben vermocht. Auch der Entwicklungsgedanke haftete um so entschiedener in meinem Geiste, als ja die ganze realistisch wissenschaftliche Zeitströmung zu demselben hintrieb. Aber das Dogma von der unmittelbaren Identität von Denken und Sein und den darin wurzelnden einseitigen Rationalismus, das spezifisch hegelsche im Hegeltum hatte ich als Irrtum erkannt. — Zunächst war es nun der Kantianismus, speziell der Grundsatz vom Primat der praktischen Vernunft und des Willens, den der schiffbrüchige Hegelianer als rettende Planke erfaßte

und vorläufig festhielt. Einen dauernden Ruhepunkt bot er freilich meinem Denken nicht, denn des monistischen Prinzips konnte dieses unter keinen Umständen entraten, wohl aber trug er es einem solchen entgegen.

Dieser Ruhepunkt, dieses feste Eiland war zuvörderst die Willenslehre Schopenhauer's, auf welche einst Bartholmeß, der überzeugte Voluntarist, als hochbedeutsame Erscheinung hingewiesen. Sie enthielt indes Wahres und Falsches in buntem Gemisch, und war mir eine Haltestelle, nicht der ersehnte Port. Das Wesen der Wesen — sofern es in die Erscheinung tritt, also erkennbar — ist Wille: diesen Fundamentalsatz unterschrieb ich zwar unbedingt, aber auch nur diesen. Denn schon die nähere Bestimmung des Urwillens als Wille zum Leben machte mich stutzig. Ließ sie doch die unzähligen Fälle unerklärt, wo sich der Wille gegen das Leben wendet (Selbstmord), oder auf ein Besseres als das Leben gerichtet erscheint (Selbstopferung eines Leonidas, Sokrates u. s. w.), abgesehen davon, daß Schopenhauer's ethische Maxime — Verneinung des Willens zum Leben — unter der Voraussetzung, daß dieser unbedingt und unwandelbar, sich selbst widersprach. Dazu kam, daß Schopenhauer die Entwickelung als Form des Seins, diesen zweiten Fundamentalsatz meines philosophischen Glaubens, und damit ein positives Ideal als Ziel des individuellen wie die Alllebens ignorierte. — Auch Eduard v. Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" (1869), die eine Fortbildung und Verbesserung der Schopenhauer'schen Doktrin sein wollte, legte ich unbefriedigt aus der Hand. Das großartig angelegte

Digitized by Google

samkeit schenkte, die es verdient, imponierte mir schon durch sein Motto: „Spekulative Resultate nach induktiv naturwissenschaftlicher Methode", das eine Versöhnung von Philosophie und Naturwissenschaft in Aussicht stellte, sodann durch den breiten positiv-wissenschaftlichen Unterbau, worauf, dem Motto gemäß, seine Schlüsse fußten, und nicht minder durch seine scharfe Betonung und Durchführung des Evolutionsprinzips. Allein auch hier vermißte ich ein positives Ideal als Ziel des Weltprozesses. Das „Nichts" am Ende desselben war ja ebenso gut Desperatismus, wie das prozeßlose ewige Einerlei, die „diesseitige Hölle" Schopenhauer's.

Mußte ich denn aber, nachdem ich in der Metaphysik des Willens einen Wahrheitskern entdeckt, auch den Pessimismus, in den sie sich hüllte, damit in den Kauf nehmen? Sind denn, so mußte ich mich fragen, Willensmonismus und Pessimismus solidarisch und unzertrennlich mit einander verbunden? Ist ihre Verquickung in Schopenhauer's und Hartmann's Systemen nicht vielmehr eine durch persönliche Stimmung und vorübergehende Zeitströmung bedingte, im Grunde unnatürliche Ehe, die gelöst werden kann, gelöst werden muß? Mit der Frage war auch schon die bejahende Antwort da, und das Bestreben eingeleitet, die von ihrer pessimistischen Umhüllung entkleidete Willenslehre im ethisch-idealistischen Sinne Kant's und Fichte's zu berichtigen. Das Grundwesen ist Wille, nicht aber der Schopenhauer'sche Wille zum Leben als Letztem, sondern der Wille zum Guten. Das Gute, Ideale, Vollkommene, nicht das Dasein als solches, ist sein Endzweck. Insofern er das Gute will, geht er zwar zunächst und unmittelbar auf's

Dasein, dessen das Gute und Ideale, um ein reales zu sein, als Grundlage und Material bedarf. Er geht aber darauf lediglich als auf sein Mittel und Organ. Denn je ausschließlicher und rücksichtsloser er in der Natur und im „natürlichen" Menschen nach dem Dasein um des Daseins willen zu greifen scheint, um so unverkennbarer tritt er uns, auf den höheren Stufen des sittlichen Bewußtseins, als derjenige entgegen, der bedingt das Dasein, unbedingt das Gute will, und diesem, als dem absoluten Weltzweck, frei das Dasein und Daseinwollen zum Opfer bringt... Und so ging aus den Trümmern meines Hegeltums, durch freie Verarbeitung der gut befundenen alten und der eklektisch gewonnenen neuen Bausteine, die Welt- und Lebensanschauung meiner reiferen Jahre hervor.[1] Näher auf dieselbe einzugehen ist hier nicht der Ort. Ich wollte blos zeigen, wie und unter welchen Einflüssen sie sich allmählig entwickelt hat.

Meine philosophischen Ansichten hatten sich in nicht unwesentlichen Punkten modifiziert und verselbständigt: die im Seminarium gewonnenen ethnologisch-politischen waren sich gleich geblieben. Sie wurzelten um so fester und tiefer, als ja auf diesem Gebiete Vernunft und Herz, Lebenserfahrung und unauslöschliche Jugenderinnerungen, statt wie in anderen

[1] Im Unterschiede vom pessimistischen Willensmonismus habe ich den meinigen in späteren Schriften als den melioristischen (nicht optimistischen) bezeichnet, weil der Wille zwar letzten Endes auf das Gute, nicht auf das Dasein als solches, abzielt, das Gute aber kein seiendes, a priori fertiges, sondern ein werdendes, sich frei erzeugendes und erst so das Gute ist. Der Ausdruck meliorism wurde meines Wissens von dem mir befreundeten deutsch-amerikanischen Denker und Schriftsteller Paul

Digitized by Google

Dingen zu kollidieren, vollkommen übereinstimmten und sich gegenseitig unterstützten. Als unerschütterlich galt mir der Satz, daß sich die natürlichen Grenzen der Völker mit ihren Sprachgrenzen decken. Nicht Bäche, Flüsse, Ströme, auch nicht überall Gebirgszüge, geschweige denn Grenzpfähle wie zwischen St. Ludwig und Basel, Weißenburg und Schweigen, ein Geistiges ist es, wodurch sie teils von einander geschieden, teils in sich selbst zur Einheit verbunden sind. Und dieses Geistige, oder besser Geistleibliche ist die Sprache. Die Sprache vereint und die Sprache unterscheidet. Nicht nur unterscheidet sie den Menschen vom Tier, sondern auch den Menschen vom Menschen. Sie ist kein Aeußerliches, Indifferentes, kein Kleid — um mit Eduard Zeller zu reden — das ein Volk nach Belieben aus- und anzieht: sie verhält sich wie der Leib zu seiner Seele. Ja sie ist die Volksseele selbst, in ihrer unmittelbarsten, naivsten und authentischsten Offenbarung. Und gleichwie die Seele die Bestandteile ihres Leibes zur Einheit verknüpft und zu Organen desselben macht, so daß, wenn sie entflieht, diese Organe Organe zu sein aufhören und in indifferente Massen — disjecta membra — auseinandergehn, so verknüpft die Sprache die durch Geburt, Bildung, Besitz getrennten Stände zum organischen Volksganzen, in der Weise, daß wer Hand an sie legt, dieses Ganze als solches zerstört.

Womöglich noch verstärkt wurde ich in dieser Ueberzeugung durch meine Wanderungen, indem sie mir zeigten wie da, wo sich Hohe und Niedere, wenn auch in den verschiedensten Redeformen und mit der verschiedensten Aussprache und

Digitized by Google

bei aller sozialen Ungleichheit, durch dieses mächtigste der Bande geeint finden, der Volksgeist erfrischend, belebend und in gewissem Sinne demokratisierend auf die höheren Stände, und diese — ihre sittliche Tüchtigkeit vorausgesetzt — bildend, erziehend, veredelnd auf die niederen wirken; wie, Dank der Spracheinheit, ein wechselseitiger, die Niederen hebender, die Hohen zur Natur zurückführender Einfluß und Austausch stattfindet, der die einen vor gänzlicher Verrohung, die anderen vor Denaturierung bewahrt. Erst dieser Wechselverkehr, dieses Hin und her, dieses pulsierende Leben begründet in Wahrheit eine Nationalität, bedingt ihr Gedeihen, ihren kulturellen Fortschritt. Wo er fehlt oder in's Stocken gerät, Hohe und Niedere sich nicht mehr verstehen, tritt damit ihr Tod, ihre Zersetzung ein. Es kann in solchem Lande noch von Bevölkerung die Rede sein, aber es gibt darin kein Volk mehr. Daß ich aber in einem solchen geboren, mitten in einem derartigen Zersetzungsprozeß mein Leben verbringen mußte, empfand ich tief und schmerzlich, und litt auch körperlich darunter ungemein. Deine Schrulle bringt dich um, warnte die besorgte Mutter. Und sie hatte zweifelsohne recht. Aber wie die Schrulle zum Schweigen bringen?

Auch der Familie brachten die sechziger Jahre des Betrübenden genug: der Mutter, der Schwester, dem Schwager,[1] schwere Krankheiten, dem Vater den erlösenden Tod (17. Juni 1866). Viel Dunkel, wenig Licht, dies war die Bilanz des

[1] Dieser nahm, in Folge schwerer Erkrankung, seine Entlassung vom Predigtamte in Neuweiler, und lebte von nun an in Straßburg.

Digitized by Google

Dezenniums. Noch erfreute sich zwar unsere Mutter eines leidlichen Wohlseins, war aber äußerst nervenschwach und seit einem ersten heftigen Lungenkatarrh (Februar 1865) auf Wiederholungen dieser tückischen Krankheit geneigt. Dabei blieb ihr Wesen heiter und jugendfrisch, ihre Reiselust unvermindert,[1] und noch war keine Rede davon, auf die alljährliche Wallfahrt nach dem Lande Tell's zu verzichten. Zum letzten Male betrat sie es im Jahre 1872. Meine Abende brachte ich meist in ihrer Nähe zu, teils in gemütlicher Unterhaltung, teils bei erheiternder Lektüre und dergleichen, wobei der Töpffer'sche Grundsatz: «A défaut d'esprit, vivent les bonnes bêtises» stets maßgebend war. Mit Freunden, meine Studenten ausgenommen, verkehrte ich wenig. Den Hauptreiz aber jener trauten Stunden bildeten Mutters Erzählungen aus den Jugendjahren, die, bei ihrem vortrefflichen Gedächtnis, aus unerschöpflichem Borne flossen. Zum Tagesschluß las ich ihr und den Hausgenossen den kurzen Abendsegen, meist ein Lieblingslied aus Paul Gerhard's Sammlung, nachdem sie selbst die schöne Sitte Jahrzehnte lang mit der ihr eigenen Treue geübt hatte.

Mitten in dieses Stillleben fiel, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, die Kriegserklärung Napoleons an Preußen, der nur zu bald die Niederlage der französischen Heere in Elsaß und Lothringen, und die Einschließung und die Belagerung unserer Stadt folgen sollte. Große Ereignisse werfen zwar ihre Schatten voraus. Der preußisch-österreichische Krieg von 1866 und der Luxemburger Konflikt (1867) hatten die Möglich-

[1] 1861 wurde auch der französischen Schweiz, einschließlich Genf und

keit, ja Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes mit Preußen nähergerückt. Vorläufig jedoch schien sich Frankreich mittelst der «théorie des trois tronçons» über die neue Machtstellung Preußens hinwegtäuschen zu wollen, und am 6. Juli 1870 (dem dreißigsten Geburtstage meines lieben Bruders) dachte, unter den Nichteingeweihten, kein Mensch an Krieg. Um so weniger dachte man daran, da das im Frühjahr erfolgte Plebiszit das Kaisertum befestigt zu haben, und eine Diversion nach Außen zu diesem Zwecke nicht mehr nötig schien . . . Meine täglichen Notizen aus jener Schreckenszeit lauten, so weit sie sich auf den Krieg beziehen, wie folgt:

7. Juli: Telegramm die spanisch-preußische Angelegenheit betreffend. — 8.: Politische Nachrichten besser. — 9.: Der mit Ungeduld erwartete «Courrier du Bas-Rhin» erscheint erst 5 Uhr. Lage unverändert. — 10.: Kurse fallen. — 11.: Ein Beiblatt des Courrier stellt Krieg in Aussicht. — 12.: Einem Abendtelegramm zufolge verzichtet der Prinz von Hohenzollern auf die spanische Krone. Man hofft wieder Friede. — 14.: Aussichten düster. — 15.: Kriegserklärung an Preußen! — 16.: Verproviantierung in Voraussicht einer Belagerung. — 17.: Es gelingt mir mit größter Not eines «Siècle» habhaft zu werden. Große Aufregung. Besuchen ein improvisiertes Lager vor dem Weißturmthor. — 18.: Weitere Verproviantierung. Sturmlaufen auf die Spezereiläden. «Courrier du Bas-Rhin» will die Hoffnung noch nicht sinken lassen. Ein Artillerie-Offizier meldet sich zur Einquartierung in der Stallgasse. — 19.: Das Seminarium wird geräumt und der Militärbehörde als Lazarett zur Verfügung gestellt. — 20.: Man spricht von einer kleinen

Digitized by Google

Affaire an der Grenze. Lager auf dem Polygon. — 21.: Lage unverändert. — 22.: Die Stadt wimmelt von Turcos und Spahis. Rheinbrücke gesprengt (?) — 24.: Der Krieg, heißt es, wird länger dauern, da sich die Preußen defensiv verhalten wollen (?). — 25.: Mit Mutter auf dem Judenwall. Sprechen einen Tambour des 63. Linienregiments, der aus Korsica kommt. Der arme Junge scheint sehr müde, und sagt in wenig zuverlässigem Tone: «Nous vaincrons, c'est sûr, mais ça chauffera dur!» 26.: Einladung des guten Herrn Hüffy nach Safenwyl zu kommen. — 27.: Turcos und Zuaven in Menge. Vor dem Münster hört mein Bruder einen sagen: Pristi, c'est bien travaillé, ça! — 29.: Wiedererrichtung der Nationalgarde. Bruder auch dabei. — 30.: Marchals laden Mutter und Schwester zu sich nach Neuweiler. — 31.: Erschütternde Predigt Sabatier's (Prof. Richard's Nachfolger) in der Alt St. Peterskirche.

1. August: Pastor Paira stellt die reformierte Kirche für Verwundete und Kranke zur Verfügung. — 3.: Telegramm die Besetzung von Saarbrücken meldend. — 4.: Aufregende Gerüchte von einer Ueberrumpelung und Vernichtung der Division Douai bei Weißenburg. — 5.: Die gestrigen Gerüchte bestätigen sich: Douai ist tot, seine Division großenteils vernichtet. Man erwartet Züge von Verwundeten. Besuche die Lazarette im Seminarium und am Bahnhofe. Da heißt es plötzlich, Mac-Mahon habe die Preußen im Hagenauer Forst zerniert, und — Victoire, victoire! schallt es allenthalben. — 6.: Das Gerücht von gestern wird durch nichts bestätigt. Allgemeine lebhafte Befürchtungen. Man spricht von einer großen Schlacht,

Digitized by Google

ordentliche Aufregung. Widersprechende Gerüchte. Am Abend wird der Generalmarsch geschlagen. Die Preußen sollen in unmittelbarer Nähe sein. — 7.: Erfahren die Niederlage Mac-Mahons bei Wörth. Werden nicht mehr im Seminarium zugelassen, wo bereits 108 Verwundete untergebracht sind. Ueberreste der Armee und Bauern flüchten in die Stadt. Eine zweite Hiobspost meldet die Niederlage von Frossard in Lothringen. — 8.: Wachsende Unruhe unserer Frauen. Schwester dringt in die Mutter nach der Schweiz zu flüchten. Es gehen jedoch keine Züge mehr dorthin! Die Nationalgardisten auf's Stadthaus beschieden. Abends neue Panik. Der Feind stehe in Schiltigheim. Nachrichten fehlen gänzlich. Die Blockade ist vollständig. — 9.: Vorrichtungen für den Fall einer Belagerung. Uebrigens laufen beruhigende Nachrichten ein über das Benehmen der Preußen in den Dörfern. Man hofft auch für die Stadt eine glimpfliche Behandlung. — 10.: Gesuch um Pässe auf der Präfektur. — 11.: Begegne dem Schulkameraden E.: „Was soll aus uns werden?" — „Nun", antwortet er lachend, „Preußen werden wir, nachdem wir Franzosen gewesen, das ist Alles!" Ein anderer alter Schulkamerad, S., sagt zu mir: „Seien wir doch nicht so dumm, uns gar noch beschießen zu lassen! Machen wir doch gleich die Thore so weit als möglich auf!" Bin über diese und andere Aeußerungen nicht wenig erstaunt.[1] (Wie

[1] Welches noch am Vorabende des Kriegs (1869) die Neigungen und Abneigungen eines Teils der hiesigen Bürgerschaft waren, erhellt übrigens aus folgendem Vorfalle, den ich als authentisch verbürge. Bei einem gelegentlich der Kandidatur Laboulaye's gehaltenen Meeting rief ein Wahlmann:

Digitized by Google

ganz anders war die Stimmung nach dem Bombardement!!) Erhalten endlich unsere Pässe, aber zu spät. An ein Durchkommen ist nicht mehr zu denken. — 12.: Einschließung absolut. Freund C. will wissen, daß sich heute Nacht oder morgen früh die Kanonen werden vernehmen lassen. — 13.: Einige Thore auf Augenblicke passierbar. Bauern, um die wir uns auf dem Kleberplatz schaaren, berichten über den Stand der Dinge auf dem Lande. Angebliche Erfolge der Franzosen bei Buchsweiler, Zabern, Pfalzburg. Alles sehr unbestimmt. Nur wenige Straßburger wollen an die Möglichkeit eines Bombardements glauben, am wenigsten die Freunde, mit welchen heute davon die Rede, als in den Nachmittagstunden die ersten Kanonenschüsse erdröhnen. Sie wiederholen sich Abends 10 Uhr und dauern fort bis Mitternacht. — 14.: 6 Uhr morgens abermalige Kanonade. — 15.: Napoleonstag. Münster beflaggt. Gottesdienst in der Neuen Kirche. Inspektor Ungerer's Predigt läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Herr, erbarme Dich unser!" Verwundete vom Lazarett im Gymnasium wohnen bei. 11 Uhr Te Deum im Münster. Endloses Geläute. 11 Uhr Abends, plötzliche Beschießung der Stadt von der Rotonde her. 30 bis 40 Granaten und Schrapnells platzen im Innern der Stadt und fordern zahlreiche Opfer, besonders in der Nähe des Münsters. Es ist die blutige Antwort auf die demonstrative Napaleonsfeier. — 16.: Räumung des Estrichs. Alles Brenn-

---

antwortete spöttisch der später nach Besançon ausgewanderte Advokat P . . . Tableau! Daß heute, nach zwanzigjährigem deutschen Regiment, Altstraß-

bare wird herunter, alles Wertvollere in den Keller geschafft. Richten uns auf die Nacht in der zweiten Etage ein. Heute zwei Ausfälle, nach Neuhof und Ruprechtsau. — 17.: Unheimliche Stille. Die Affaire bei'm Bon-Pasteur soll sehr mörderisch gewesen sein. — 18.: Weitere Vorkehrungen. Stubers und andere legen sich Blockhäuser an. Abends 9 Uhr beginnt das Bombardement. Angstvolle Nacht. Große Feuersbrunst in der Weißturmstraße. — 19.: Von den Franzosen wird Kehl, von den Deutschen die Zitadelle beschossen. Bange Erwartung der Nacht. Von 11—12 heftiges Kleingewehr- und Kanonenfeuer. Die Belagerer suchen durch die „Mehlschleuse" einzudringen. Wiederum Kanonenfeuer gegen Morgen. — 20.: Parlementär Röderer verwundet. — 22.: Es verlautet, die Franzosen hätten in Lothringen eine gänzliche Niederlage erlitten. Trübe Aussichten. Schwester hat wiederholt Nervenanfälle. — 23.: Den gestrigen Gerüchten treten optimistische entgegen. Bazaine soll einen glänzenden Sieg bei Metz davongetragen haben(!). Herr H., unser Hausgenosse, bringt uns die Kunde, und sein Angestellter Herr M. will sie aus bester Quelle haben. Beilagen des Courrier und des Impartial du Rhin wissen in der That von allerlei französischen Erfolgen zu erzählen. Auf einen ruhigeren Tag folgt heftige Beschießung und eine Schreckensnacht. Eine Granate schlägt bei uns ein, die den Estrich mit Rauch erfüllt, aber glücklicherweise nicht zündet. Beginnendes Feuer an der Turmspitze der Thomaskirche. — 24.: Herr H. richtet mittelst Reissäcken eine Art Blockhaus im Bodengeschosse unsers Hauses her. Auch Nachbar Friedel und Frau bitten

Digitized by Google

um Obdach und übernachten darin. In dieser „Bartholomäusnacht“ geht unsere liebe Neue Kirche mitsamt unserer weltberühmten Seminar- und Stadtbibliothek[1] und einem Teil des Gymnasiums in Flammen auf. Excidat illa dies ævo! — 25.: Neue Schrecken und Schutzvorrichtungen. Heftige Beschießung von 10 bis 1 Uhr Morgens. Münsterbrand! — 26.: Die Kanonade fängt um 1 Uhr nachmittags wieder an. Geleiten unsere Damen in's Gymnasium, in dessen weiten Kellerräumen sie, nebst vielen andern Familien (Härter, Reichard, Heitz, Lichtenfelder, Fuchs, Traut, Steiner, Strohl u. s. w.) untergebracht bleiben. Schreckliche Beschießung die ganze Nacht hindurch. — 27.: Beschießung dauert ohne Unterbrechung fort. Flucht der Familie K.. Sollen sich unsere Damen den Fliehenden anschließen?? Droschkenkutscher verweigern den Dienst. Sie bleiben. Andauernde Beschießung des Münsters! Abend stiller. — 28.: Welch ein Sonntag! Unterirdische Predigt von Max Reichard im Gymnasium. Habe Nachtwache daselbst von 10 bis 12. — 29.: Bombardement ununterbrochen. Mittagstisch in der Salzmannsgasse. Schauerlicher Anblick der Stadt. Gerüchte schlimmster Art. — 30.: Anhaltende Beschießung Tag und Nacht, bis

---

[1] Ueber der Eingangspforte zum Chor, wo die vereinigten Bücherschätze des Seminariums (ehemaliger Universität) und der Stadt aufgestapelt waren, war in mächtigen Unzialen BIBLIOTHECA zu lesen. Stadtverwaltung und Präfektur hatten einst Bibliothèque durchsetzen wollen, das Seminarium aber protestiert. Und diese Protestbibliothek wird, o Ironie — von den Deutschen vernichtet! Eine ähnliche Bewandtnis hatte es mit der Inschrift der steinernen Bibel über dem Portal der protestantischen Ruprechtsauer Kirche. Der Präfekt wollte die französische: Aimez-vous les uns les autres!, der alte ehrwürdige Pfarrer Riff die deutsche: Jesus Christus, gestern und heute u. s. w., und nach langem

zum frühen Morgen. — 31.: Heute wieder allerlei Siegesgerüchte.

1. September: Um 11½ Uhr fliegt eine Granate durch unser Dach, platzt an des Nachbars Giebel und sendet seine Splitter in mein dem Hofe zu gelegenes Zimmer, das ich wenige Minuten vorher verlassen hatte, und dessen Fensterscheiben in Stücke fliegen. Im Gymnasium werden die Schutzmatratzen an den Kellerfenstern, deren eine heute Nacht Feuer gefangen, durch Erdsäcke ersetzt. Max Reichard hält um 8 Uhr Andacht über 2. Korinther 7. In der Nacht Ausfall. Starkes Kleingewehrfeuer. — 2.: Besuche die Freunde. Die Familien Reuß, Baum, Goguel und andere erhalten Paßkarten und fliehen. Verzweifelte Schritte, eine solche für unsere Frauen zu erhalten. Alles umsonst. Als sie, um 6 Uhr Abends, einen Augenblick freie Luft schöpfen wollen, trifft eine Granate die nördliche Mauer der Neukirchruine und platzt krachend vor ihren Augen. Max Reichard hält Abendandacht über Psalm 93. — 3.: Siegesgerüchte. Waffenruhe von 10—12. Nachmittags wird die Neukirchruine auf's neue getroffen. Diese Geschosse, ruft Pastor *** entrüstet, zerreißen die letzten Fasern, die unser Herz mit Deutschland verbanden! Begleite Vater Härter nach dem Diakonissenhause. Andacht über Psalm 91. Nachtwache im Gymnasium von 1—3. Von 2 Uhr ab heftiges Kleingewehrfeuer. — 4.: Kapitän S. (dessen Gattin wenige Tage zuvor im Keller von ihrem ersten Kinde entbunden worden war) meldet uns, daß Geleitscheine für uns und mehrere Familien (Kern, Ehrmann, Trawitz, Böckel, Leser u. s. w.) eingetroffen seien, rät aber vom Gebrauch derselben entschieden ab. —

Digitized by Google

5.: Peinlichste Ratlosigkeit. Schließlich treten wir unser saufconduit der Familie König-Böckel ab, erfahren aber noch am Abend, daß die betreffenden Familien, sofern sie die Flucht versucht, in die Stadt zurückgewiesen worden sind. Heftige Beschießung die ganze Nacht hindurch. — 6.: Das Bombardement fordert mehr und mehr Opfer, besonders in den Vorstädten. Der Präfekt Baron Pron, auf dessen Arrêtés die Aufschrift «Empire français» fehlt, wird dieserhalb von der Munizipalkommission um Auskunft, sowie überhaupt um Nachrichten angegangen, und gibt sein Ehrenwort, er habe keine. Gerücht von einem großen Sieg der Preußen bei Sedan. 80 000 Franzosen hätten die Waffen gestreckt! Kaiser und kaiserlicher Prinz sollen gefangen sein. Damit wären die Raketen im Zusammenhange, die ich vorgestern bei der Nachtwache, in der Richtung des Rheins bemerkt, und die Hurrahs, die von dorther zu meinen Ohren gedrungen. — 7.: Lage unverändert. Beschießung dauert ununterbrochen fort. Herr Pellissier wird auf der alten Post von einer Granate getötet. Andacht über Psalm 97. Nachtwache von 9—11. — 8.: General Uhrich soll eine in schmeichelhaftester Form abgefaßte Sommation Werder's, die dritte oder vierte, abschlägig beantwortet haben. Der Fleischmangel wird fühlbarer. Die Andacht im Gymnasium hält Pfarrer Kopp. — 9.: Beschießung des Stadthauses. — 10.: Es heißt, die Republik sei ausgerufen und Napoleon gefangen in Kassel. Das Theater geht vor unseren Augen in Flammen auf. Furchtbar prächtiges Schauspiel. Verschärftes Bombardement. Es sollen morgen Delegierte der Schweizer Regierung hier erscheinen, um den Abzug der Weiber,

Digitized by Google

Greise und Kinder zu bewerkstelligen. Die Nachricht bestätigt sich. — 11.: Sonntagsandacht im Turnsaale des Gymnasiums (Pfr. Kopp). 11½ Uhr Ankunft der Schweizer Delegierten Bischoff (Basel), von Büren (Bern) und Stadtpräsident Röhmer (Zürich), die sich in's Hôtel du Commerce begeben. Herr Stähling, der sie von Basel her begleitet hat, bringt die Nachricht von der endgiltigen Niederlage Napoleons: Mac-Mahon verwundet; 90000 Franzosen entwaffnet; kein französisches Heer mehr; Kaiser in Kassel; Republik ausgerufen. Der Präfekt Prou wird von der Munizipalkommission entsetzt. Wachsende Bewegung zu Gunsten einer Kapitulation. Sollen unsere Frauen die von den Schweizern hochherzig gebotene letzte Gelegenheit benutzen? Schwester möchte fort, Mutter möchte bleiben! — 12.: Lassen einstweilen die Damen in die Liste der Auswanderer eintragen. Ausrufung der Republik. — 13.: Die Delegierten kehren vom preußischen Generalquartier zurück. Pastor Schillinger kommt mit einer Fülle von Nachrichten von Paris zurück. — 14.: Verschiedene Gerüchte. Küß und Kable sollen nach Paris gehn. Genießen (?) das erste Pferdefleisch. Die Damen Kopp und Kinder verlassen die Stadt. — 15.: Früh 6 Uhr erfahren unsere Damen, daß ihre Paßscheine gestern abend eingetroffen, und um 8 Uhr ein Wagen von Hoffmann sie abholen wird. Sie verlassen, von uns bis zum Austerlitzer Platz begleitet, das Gymnasium um 8½ Uhr, um 10 Uhr die Stadt. Wie Moses in's gelobte Land, so blicken Bruder und ich durch's offene Stadtthor den abziehenden nach, und kehren schweren Herzens zurück in's alte Elend.

Digitized by Google

16.: Erfahren durch Hoffmann, daß unsere Damen glücklich nach Rheinau und über den Rhein gelangt sind. — 17.: Zweiter Schweizer Zug. — 18.: Dritter Zug. Uebergebe auf dem Austerlitzer Platze der abreisenden Frau Gerold-Bruch Briefe an unsere Damen, die sie freundlichst zu bestellen verspricht. Erfahre durch Pfarrer Scheffer den Tod seines Kollegen Kreiß, der am 15. zu Offenburg provisorisch beigesetzt worden. Nachmittags bei den Freunden im Gymnasium. — 19.: Wieder ein Zug flüchtiger Frauen, und Brief an die Damen. — 20.: Es wird stark für Kapitulation agitiert. Es laufen diesbezügliche Listen um, und zwar, wie Schwager von Dr. Küß selbst erfährt, mit Genehmigung der Munizipalbehörde. Damit fällt ein Hoffnungsstrahl in unsere Not. Auch meldet heute Abend ein Brief meiner lieben Schwester, geschrieben in Basel und an General Werder adressiert, die glückliche Ankunft der Damen auf Schweizerboden. — 21.: Die gestrige Hoffnung erweist sich als täuschend. Valentin, der von der republikanischen Pariser Regierung ernannte neue Préfet du Bas-Rhin, ist schwimmend in die Stadt gelangt, und will «résistance à outrance». Die Belagerer antworten mit verschärftem Bombardement. Zahlreiche Granaten platzen in nächster Nähe. Benützen einen neuen Abgang von Flüchtigen um Briefe an Mutter und Schwester abzusenden. — 22.: Mehrere Granaten schlagen in und um Salzmannsgasse, eine im Reuß'schen Garten ein. Gegensätze im eigenen Lager spitzen sich täglich zu. Herr, wie lange! — 24.: Innere und äußere Lage wie gestern. Courrier du Bas-Rhin jubelt über eine angeblich bevorstehende Unterredung zwischen Jules Favre und

Digitized by Google

Bismarck. — 25.: Besuche Dr. Bruch, der wacker auf seinem Posten ausharrt. — 26.: Mobilgardeoffizier Royer (ein Jugendkamerad) tötlich verwundet. Gegensätze und Verstimmung erreichen ihren Gipfelpunkt. Wohin mich wenden? Mach End' o Herr! — 27.: Wenn die Not am größten — ist auch die Hülfe da! Heute morgen erzählt uns unsere Dienerin, eine Pfälzerin, sie habe im Traum ihre Landsleute in die Stadt einziehen sehen, und fügt hinzu, dieser Traum werde sich zwischen heute und morgen erfüllen. Wir sollten nur nicht daran zweifeln; solche Gesichte hätten sie noch niemals getäuscht. Bin den Tag über im Gymnasium. Gegen 4 Uhr erscheint Kapitän S. mit verstörter Miene: «Eh bien, quelles nouvelles?» — «On se rend!» ... Th. war also keine falsche Prophetin gewesen. Bald erschien in der That die weiße Fahne am Münsterturm!

Aus 241 Geschützen, die jetzt endlich, nach siebenwöchentlichem Donner verstummten, waren, allein in den 31 Tagen regelmäßiger Belagerung, im ganzen 193722 Geschosse auf die Stadt abgefeuert worden. Per Tag 6249. Per Stunde 269. Per Minute 4—5. Genug für die Ehre Straßburgs und des kommandierenden Generals Uhrich, genug und mehr als genug für unsere durch anderthalbmonatliche Schlaflosigkeit gemarterten Nerven!

Zwölf Tage nach dem Einzuge der Deutschen (28. September), nachdem ich noch eine an eben diesem denkwürdigen Tage verstorbene treue alte Dienerin, die ein halbes Jahrhundert lang des Hauses Freude und Leid geteilt hatte, zur letzten Ruhe im Pfeffinger'schen Grabe auf St. Gallen bestattet — es war seit der Einschließung der Stadt die erste

Digitized by Google

meinem Bruder einige Tage der Erfrischung in der Schweiz gegönnt, begab ich mich (10. Okt.) auf der badischen Bahn — der Betrieb der elsässischen war noch nicht wiederhergestellt — zu meinen Lieben in Safenwyl, wo wir uns unter des Fabrikherrn Hüssy's gastlichem Dache von den qualvollen Tagen und Nächten einigermaßen erholen durften. Am 31. Oktober, nach der Kapitulation von Metz, kehrten wir, voll unsterblichen Dankes gegen unsere edeln Wohlthäter, über Kehl nach Straßburg zurück.

In dem nun folgenden Winter wechselten Sorgen und Hoffen unaufhörlich mit einander ab, bis die Uebergabe von Paris, die Friedenspräliminarien von Versailles und der Uebertritt der Bourbaki'schen Armee in die Schweiz die endgiltige Entscheidung brachten. In meiner Stellung änderte die Annexion vorläufig nichts. Fakultät und Seminarium bestanden bis auf Weiteres fort, und ich blieb Extraordinarius an letzterer Anstalt, mußte aber, nachdem Colani seine Entlassung genommen, außer der Geschichte der Philosophie auch die bis da von Colani vertretene theoretische Philosophie übernehmen. Ich las im Wintersemester 1870—71 und im Sommersemester 1871 Geschichte der neuesten Philosophie in deutscher, Encyklopädie der Philosophie und Psychologie in französischer Sprache. Zugleich schritt ich nun allen Ernstes zur Veröffentlichung meiner schon im Sommer 1870 druckfertigen «Histoire de la philosophie européenne»: ein Unternehmen, das in damaliger Lage mit den äußersten Schwierigkeiten verbunden war. In schwerster Zeit und den denkbar ungünstigsten Verhältnissen in die Welt gesandt, ist das Buch recht eigentlich

Digitized by Google

mein Sorgenkind gewesen, und ist es auch durch seine fortgesetzten Ansprüche auf meine väterliche Pflege und verbessernde Nachhilfe bis zur Stunde geblieben ... Endlich, am 12. Februar 1872, nachdem auch Prof. Hasselmann's Sitz im Kapitel durch dessen Tod vakant geworden, wurde ich an Stelle Colani's, der in Leipzig gebildete und durch wertvolle Beiträge zur Aristoteleslitteratur bekannte altstraßburgische Philologe, Professor Emil Heitz, an Stelle Hasselmann's mit fünf Stimmen gegen vier gewählt.

Damit war die Weissagung der guten Tante, des Studenten Traum in Erfüllung gegangen. Die Zugabe freilich (mit Goethe zu reden), die mir das Schicksal zum Ordinarius dreinwog, war bitter genug: unwiederbringlich verlorene Gesundheit und rings um die morsch gewordene Hütte die Trümmer alle, die der Krieg hinterließ, die tausend und abertausend Wunden, die er geschlagen, der unselige Völkerhaß, den er entfesselt hatte; von so vielem Andern nicht zu reden, das mich verstimmte. Auch die Herzensfreude, die mir durch die Verheiratung meines teuren Bruders und die Geburt lieber Stammhalter bereitet wurde, mußte mit den Thränen erkauft werden, die am Grabe der Mutter (24. November 1875) und ihres erstgeborenen Enkelkindes flossen (26. Juli 1879) ... Doch greifen wir nicht weiter in das schmerzenreiche Kapitel der Gegenwart über. Unsere Ideale müssen wir ja stets teuer erstehen, die besten aber am teuersten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dreyfous.

ÆGRI SOMNIA

Aphorismen und Fragmente

als Beilage

zu den „Tagebuchnotizen eines Alt-Elsässers"

(Weber)

Ultimum malorum est, ex vivorum numero exire, antequam moriaris.

Seneca de tranquillitate animi 5, 5.

Straßburg
Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)
1900.

Digitized by Google

All-Einheit heißt nicht All-Einerleiheit, sondern All-Zusammenhang. In diesem Sinne ist Monismus das A und O aller Philosophie, die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen darf.

* * *

Die Idealität von Raum und Zeit schließt die Realität von Zeit- und Raumwelt nicht aus, weil das in Raum und Zeit anschauende Subjekt die sich von besonderem Gesichtspunkte aus betrachtende Welt selbst ist. Der Kantianer freilich, der nicht auf monistischem Standpunkte steht, bleibt notwendig im Solipsismus stecken.

* * *

Die einzelnen Welten entstehen und vergehen, nicht aber, wie v. Hartmann annimmt, die Welt überhaupt, das Universum, das Seiende. Dieses kann nicht anders als ewig gedacht werden. Die Welten haben ihre Entwicklung, ihre Geschichte, nicht aber das Universum.

* * *

Gegen die Unendlichkeit der Welt — ich sage nicht des Raumes, der samt Zeit und Zahl allerdings unendlich, aber auch kein Reale ist — spricht nicht nur die Undenkbarkeit eines aktuell Unendlichen, sondern die Thatsache, daß neues Leben stets nur durch Zerstörung früheren Lebens möglich ist. Stände der Natur ein unendliches Material zur Verfügung, so wäre nicht abzusehen weshalb sie — wenn ihr anders nicht um ein grausames Spiel zu thun ist — bei jedem Neubau einen alten, ja zahllose andere Konstruktionen erst einreißen müßte. Daß sie aber Letzteres thut, beweist, daß die Menge ihrer Bausteine (die Zahl der „Atome") eine begrenzte, ihr Schaffenstrieb oder Wille dagegen ein unbegrenzter ist. Der Schmerz

lebendiger Natur ist, mit Hegel zu reden,[1] das Gefühl dieses Widerspruchs, ihr Tod seine Lösung.

* * *

Mögen die Dinge an sich sein was sie wollen, assimilierbar für den Intellekt ist nur das Ideelle, für den Geist nur das Geistige an ihnen: denn im Intellekt kann nur Ideelles, im Geist nur Geistiges Platz finden. Was ein naiver oder transcendentaler Realismus noch hinzudichtet, ist ein solches, das für den Intellekt, für uns, nicht existiert.

* * *

Alles Erkennbare ist notwendig geistiger Natur; denn Erkennen heißt sich zu eigen machen, und wie sollte sich der Geist ein seinem Wesen konträres, nicht geistiges assimilieren? Das Nichterkennbare existiert aber weder für sich, noch für den Geist, also überhaupt nicht. Es existiert also überhaupt nur der Geist, sei es potentia sei es actu. „Materie" ist potentieller Geist.

* * *

[1] Wissenschaft der Logik, B. III, S. 290.

Digitized by Google

Die sogenannten Kategorien — so lehrt der Empirismus — d. h. die unserem Denken zu Grunde liegenden Stammbegriffe Sein, Sosein, Andersſein, Subſtanz, Kauſalität u. ſ. w. ſind uns angeboren, wie unſere leibliche Organiſation, wie Gehirn und Herz, Hände und Füße; ſie ſind aber von den Urvorfahren durch Erfahrung erworben und als fertige Inſtinkte auf die Nachkommen vererbt, ſie ſind zu ſtändigen und unabänderlichen Formen verdichtete Erfahrungen. Gehirn und Herz, Hände und Füße hatte ja die Urzelle, der wir entſtammen, auch noch nicht, und ſie hat ſich dies alles erſt in äonenlangem Kampf ums Daſein erworben. Desgleichen auch keine geiſtigen Prähenſionsorgane oder Kategorien, und auch dieſe gab den Urvätern zu allererſt die Erfahrung an die Hand. . .

An die Hand! fällt hier der Nativismus ein, wieſo an die Hand? Sie hatten ja, behauptet ihr, noch keine, und mußten ſich erſt mittels der Erfahrung eine ſolche beſchaffen. Seht doch den Widerſpruch, das ὕστερον πρότερον worein ihr verfallet, indem ihr die Funktion (Erfahrung) das Organ ſchaffen laſſet, das ſie erſt

Digitized by Google

möglich macht! Ohne präexistierendes Organ keine Funktion. Schon die allererste Erfahrung des allerersten erfahrenden Subjekts setzt das sie ermöglichende Organ, den geistigen Organismus, den wir das System der Kategorien nennen, als existierend voraus, und wäre ohne dieses nimmermehr zustande gekommen. Ohne Hand oder Surrogat dafür, kein Nehmen, Greifen: Ohne Kategorie a priori, kein Wahrnehmen, Begreifen, kein Erfahren überhaupt, also auch kein solches im Uranfange menschlichen Daseins. Die Stammbegriffe erwerben wir nicht, wir find sie und werden ihrer durch Reflexion bewußt. Sie sind das erfahrende Subjekt selbst, der individuell bestimmte Geist. Aber dieser ist es eben, den ihr aus der Welt schaffen wollt! . . .

Die Wahrheit des Empirismus ist, daß der Intellekt mitsamt seinen „Händen", Auffassungsweisen, Begriffsformen, nicht fertig wie Athena aus Jovis Haupt in die Welt tritt, sondern entsteht, wird, sich entwickelt; die des Nativismus, daß er sich aus einem Präexistierenden, Nichtgewordenen entwickelt, — gleichviel ob wir es Energie, Wille oder Geist nennen — das sich

Digitized by Google

Mittel und Organe zu seiner Selbstbefriedigung nicht von außen entlehnt, sondern selbst schafft. Eine Verständigung beider Systeme ist auf dem Boden des entwicklungsgeschichtlichen Monismus und nur auf diesem möglich.

* * *

Für die relative Apriorität des Kausalbegriffs spricht in erster Linie die Thatsache, daß er bereits bei dem kleinen Kinde eine nicht minder bedeutende Rolle spielt, als bei dem Erwachsenen — das Kind ist ja ein unermüdlicher Warumfrager — und durch die Erfahrung des Lebens keinerlei Zuwachs an Autorität erhält. Des Arztes Glaube an die Wirksamkeit eines Heilmittels wächst im Verhältnis zu seiner Erfahrung; hat sich ein solches zwanzig, dreißigmal bewährt, so ist er zwanzig, dreißigmal kräftiger geworden, als nach der ersten Probe. Dies ist bei dem Glauben an das Kausalgesetz nicht der Fall, der sich in allen Altern gleich bleibt: zum Beweis, daß es sich hier um einen überkommenen („angeborenen") Instinkt, nicht um einen empirisch gebildeten Begriff handelt.

* * *

Digitized by Google

Das Wunderbarste ist nicht der gestirnte Himmel über mir und nicht das moralische Gesetz in mir, sondern die Thatsache, daß ich jenen in mir abzubilden, dieses zu erkennen vermag, oder in einem Worte: das Bewußtsein.

* * *

Das Selbst- oder Ichbewußtsein haftet, wenn auch vorzugsweise, so doch nicht ausschließlich an einer einzelnen unter den mein Individuum konstituierenden Monaden, vielmehr erzeugt es sich in ihrer Wechselwirkung als das Zentrum ihrer konvergierenden Energien.

* * *

Die Präexistenz der „Seele“ (gleichviel in welcher Form) ist insofern eine Wahrheit, als alles Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, also auch das allererste Innewerden des Embryo, an früheres anknüpft und ohne solche Voraussetzung unmöglich wäre.

* * *

Unsere „Seele“ ist nicht die Cartesisch-Leibnizsche ab-

Digitized by Google

strakte Einzelsubstanz, sondern eine Association, und, wie das lateinische conscientia besagt, ein Zusammenwissen individuell verschiedener Realwesen, die sich in der Verbindung unserer Eltern zu einer konkreten Individualität zusammengeschlossen haben. „Seele" ist von Haus aus ein Doppelwesen (oder besser eine Trias; vgl. die drei Seelenteile Plato's), und stellt sich als solches teils in den Gegensätzen und Kämpfen des Seelenlebens, teils ad extra in der durchgängigen Doppelheit ihres leiblichen Organismus dar.

* * *

Das Phänomen des gedoppelten Ichs (double conscience) bestätigt die Annahme, daß jedes selbstbewußte Individuum thatsächlich aus zweien (näher aus zwei Monadengruppen) besteht, die sich im Stereoskope des Bewußtseins miteinander verschmelzen, und, wo dieses infolge krankhafter Störung versagt, in ihrer Selbständigkeit gegeneinander erscheinen.

* * *

Das Ich: ein Verhältnis, oder besser, das Facit des Verhältnisses, das zwischen den Komponenten des

Seelenlebens besteht, durch Schlaf und Krankheit zeitweise gelockert, durch den Tod gelöst, durch Wiederholung seiner Existenzbedingungen erneuert wird (Wiedergeburt, Auferstehung). Jenen Komponenten kommt absolute, ihm selbst (dem Ich) bedingte Unsterblichkeit zu. Im zeitlichen Wechsel von Wachen und Schlafen, Arbeit und Ruhe, bildet sich sein ewiges Leben ab.

* * *

Der traditionelle Unsterblichkeitsglaube enthält den Widerspruch, daß dasselbe Sein in der Zeit anfangen und nicht aufhören, a parte ante endlich und a parte post unendlich sein soll. Denkbar ist die (absolute) Unsterblichkeit nur unter der Voraussetzung der Präexistenz ab aeterno.

* * *

Eine Seele haben alle, Seele nur die allerwenigsten.

* * *

Der Spiritualismus, der vom Gehirn als dem Organ der Seele redet, giebt sich naiverweise selbst auf. Denn denkt, fühlt, will die Seele mittels des

Gehirns, so ist sie ohne dieses, wenn nicht der Anlage nach, so doch actu von einem Steine oder sonstigen nicht denkenden, nicht fühlenden und nicht wollenden Dinge nicht verschieden, sondern, wie Locke richtig schließt, Materie, die unter gewissen Bedingungen denkfähig wird. Indem er (der Spiritualismus), der Gewalt der Thatsachen weichend, jene scheinbar unverfängliche Formel unterschreibt, räumt er dem Gegner gerade den Hauptpunkt ein, auf den es diesem ankommt: die organisierte Materie als Bedingung und Prius des bewußten Denkens.

* * *

Ein einziger Fall von anatomisch-physiologischer oder psychischer Monstrosität wiegt alle möglichen Argumente auf, die der vulgäre Theismus in's Feld zu führen vermag. Ein allgütiges, allweises und dazu allmächtiges Wesen schafft keine siamesischen Brüder, keine Idioten u. s. w.

* * *

An der Thatsache des unheilbaren Irrsinns scheitert

Digitized by Google

alle Teleologie des Leidens, an der der psychischen Monstrosität alle Teleologie überhaupt.

* * *

Während Gesicht, Gehör und Tastsinn, weil im wachen Zustande fortwährend von außen sollizitiert, in dauernder Thätigkeit begriffen sind, fungieren Geschmack und Geruchsinn nur intermittierend und sozusagen ausnahmsweise. Aber auch diese wollen sich bethätigen, und bedürfen dazu des äußeren Reizes. Daher das aus anderen Gründen (Bedürfnis der Selbstbetäubung, Lust zu Narkose und Nirwana u. s. w.) nicht leicht zu erklärende Vergnügen, das so vielen Menschen das Rauchen (und Kauen!) verschafft. Weiber und Kinder naschen, das nichtrauchende Altertum und Mittelalter schmauste ins Endlose, der moderne Mensch raucht Zigaretten.

* * *

A ist für mich unbedingt weiß,[1] ä gelb, e hellrot, rosenrot, fleischfarbig. Dem gedehnten i-Laut (mir,

[1] Vielen erscheint es rot.

Digitized by Google

dir, sie) entspricht in meiner Vorstellung keine bestimmte Farbe, wenigstens keine einfache.[1] Das kurze (bin, ist, Fürstin) schimmert in's Grüne. Dagegen ist mir wieder o entschieden schwarz, ö hochrot, in (französisch ou) grau, ü braun. Den meisten dieser Associationen mag der charakteristische Selbstlauter des entsprechenden Farbennamens zu Grunde liegen;[2] doch ist dies nicht bei allen der Fall. Inwieweit sie mit der jeweiligen Idiosynkrasie zusammenhängen, ist eines der zahllosen Probleme, deren Lösung der physiologischen Psychologie vorbehalten bleibt.

* * *

Wer dem Tiere die Intelligenz abspricht, thäte besser daran, die eigene in Zweifel zu ziehen.

* * *

Also aus einer anthropoiden Affenart sind wir hervorgegangen! O, der Schmach und Schande — für

[1] Den einen ist i blau oder violet, andern weiß.

[2] So ist a der dominierende Selbstlauter in weiß (spr. waïss), blanc, bianco, albus, ἀργός, canus, candidus;

Digitized by Google

die Herren Vettern nämlich, die sich von uns so unendlich haben überflügeln lassen! Nicht uns, — das laßt euch zum Troste sagen, ihr lieben Mitmenschen, — nicht uns trifft die Schande der Affenabstammung, sondern den Affen. Umsomehr da er uns, wie es scheint, nicht einmal in legitimer Ehe, sondern in widernatürlicher Vermischung erzeugt hat. Der treffliche Jean Macé[1] hat nämlich — horreo referens — die Entdeckung gemacht, daß unser Stammvater ein Bastard von Affe und Bär gewesen ist. Vater Adam war Bär, Mutter Eva Aeffin (wie ja schon beide Namen fast gleichlautend und sich bloß durch Metathese der Selbstlauter unterscheiden). Jenem verdanken wir unsere solideren Charaktereigenschaften, dieser unsere körperliche und geistige Beweglichkeit und Elastizität. Demnach wären wir allerdings von sehr diskreter Herkunft, aber, wie gesagt, ohne die geringste persönliche Blamage für Adams Sprößlinge. Und wie fruchtbar erweist sich doch diese Macé'sche Genesis,

---

ö = franz. eu in feu, Röte, Hölle; u (franz. ü) in fuscus, pullus, bruno; ä in gelb, yellow, welk, blême u. s. w.

[1] Philosophie de Poche.

Digitized by Google

und welches Licht verbreitet sie über die Weltgeschichte! . . . Eine Berichtigung indes, bezw. Erweiterung der Theorie möchte ich in Vorschlag bringen: Die Menschheit, speziell die europäische, dürfte, trotz der vergleichenden Philologie und ihrer Behauptung eines gemeinsamen Ursprungs der Hauptrassen Europa's, nicht monogenetisch aus einer einzigen, sondern polygenetisch aus verschiedenen solcher Kreuzungen hervorgegangen sein: der Slave aus Affe und Bär, der Germane aus Affe und Hund, der Romane aus Affe und Katze (wahrscheinlich Tiger), der Semite aus Affe und Vampyr u. s. w. u. s. w. Damit fände dann die russische Ländergier, die deutsche Treue, die romanische Vendetta und Tierquälerei u. s. w. ihre natürliche Erklärung. . . . Sed ad seria!

* * *

Der theoretische Pessimismus beruht in der Regel auf Stimmungspessimismus, und aller Stimmungspessimismus auf abnormen Ernährungsverhältnissen unserer Gehirnzellen. Die ihn widerlegenden Argumente giebt uns nicht Leibniz, sondern Kneipp an die Hand.

* * *

Digitized by Google

Der radikale Zweifel ist wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit in höchster Potenz, oder aber — geistige Impotenz.

* * *

Naturforscher und Philosophen gleichen zweien Trupps Erdarbeiter, die, nachdem sie zwei Stollen in gleicher Linie von entgegengesetzten Seiten her getrieben, sich einander so nahe gekommen sind, daß sie sich nunmehr hören und verständigen können.[1]

* * *

Zwischen Materialismus oder materialistischem Monismus und Idealismus oder idealistischem Monismus besteht derselbe Unterschied wie zwischen Religion und Philosophie nach Hegelscher Lehre: Jener *stellt* sich das eine Seiende *vor*, dieser *begreift* es.

* * *

Ehedem erhoffte man von der Wissenschaft und ihrem Fortschritte nur Gutes und Erfreuliches. Die

[1] Vorlesung v. 1873—74.

schlimmste Entdeckung der Neuzeit ist aber die, daß die letzten Resultate des „Wissens“ keineswegs erfreulich und beglückend, vielmehr im direkten Widerspruch mit unseren Gemütsidealen stehen.

* * *

Wann wird der Traum Leibnizens und wird er überhaupt in Erfüllung gehen? Werden wir doch in der Philosophie so lange im Finstern herumtappen und vor lauter Systemen das eine allen gemeinsame übersehen, als wir nicht eine einheitliche, streng geregelte philosophische Sprache reden. Man definiere einmal genau und unzweideutig, was unter den Worten Prinzip, Idee, Vernunft, Wille, Geist u. s. w. zu verstehen sei, und die von den besten Geistern der Gegenwart angestrebte Klärung und Verständigung dürfte ganz von selbst zustande kommen.

* * *

Mathematik, als die Sphäre der vom „rohen“ Stoffe gesonderten reinen Form, der strengen Regel und Ordnung, der hoch über Zufall und Willkür thronenden Gesetzmäßigkeit, ist, wie intellektuell, so

Digitized by Google

auch sittlich fördernd wie kaum ein anderes Studium. Sie hebt ihren jugendlichen Adepten in die lautere Atmosphäre der hohen Gipfel, wo der Fuß auf unerschütterlichem Felsengrunde steht, während das Auge das Unendliche erschaut. Als die exakte Disziplin κατ' ἐξοχήν, lehrt sie ihn positiv, bestimmt, klar und wahr sein, ohne ihn kleinlich und peinlich, schal und platt zu machen, denn sie erschließt ihm ein unbegrenztes spekulatives Gebiet. Als die rein ideelle, von allen Elementen des Willens und der Sinnlichkeit geläuterte, ist sie die einzige über allen Hader der Konfessionen erhabene, schlechthin neutrale Wissenschaft, und sie ist zugleich die einzige, die nicht von Zweifel und Skepsis angekränkelt, und so den festen Boden für den Glauben an ein Absolutes und Göttliches abzugeben imstande ist. Sie ist die Grundwissenschaft, die Mutter der alten und der neuen Philosophie, der Stamm, an dem Mechanik und Astronomie, Physiologie und Psychologie, alle Natur- und Geistes-wissenschaft sich emporrankt; denn Zahl, Form, Gesetz ist das eherne Gerüste des Universums. . . Aus allen diesen Gründen halte ich es mit Pythagoras

und Plato, denen sie die Vorschule der Ethik, und mit Pestalozzi, der sie allem Unterricht zu Grunde legt.

* * *

Wer gegen die Behauptung der absoluten Neutralität der Mathematik in religiösen Dingen etwa einwenden wollte, die Arithmetik stoße das Dogma von der Trinität um, der übersieht, daß die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes nicht besagt: eine Person sei drei Personen, sondern: ein Wesen = drei Personen, drei Personen = ein Wesen: ein Satz, der sich keineswegs widerspricht und auch von dem strammsten Mathematiker und unerbittlichsten Logiker unbedenklich unterschrieben werden kann.

* * *

Von einer „abgelaufenen Ewigkeit" kann, abgesehn von der damit ausgesagten contradictio in adjecto, auch deshalb nicht die Rede sein, weil es im strengen Sinne kein abschließendes „Jetzt" giebt und das Jetzt selbst ein fließendes ist. Zeit- und Raumpunkte existieren lediglich als Denkabstraktionen.

* * *

Digitized by Google

Den Schauer, der uns bei dem Gedanken der Grenzenlosigkeit des die Erde umgähnenden Weltraums[1] ergreift,[2] vermag weder die Einsicht in dessen transcendentale Idealität, noch die Erwägung zu mindern, daß der uns zunächst umgebende Raum kein vacuum, sondern absolute Fülle ist;[3] denn auch jenseits der als continuum gedachten Aetherwelt spukt wieder das Gespenst der Gespenster, das seiende Nichts, die Unendlichkeit.

* * *

Eine richtige Metaphysik hält die Mitte zwischen Spinoza und Leibniz, zwischen abstraktem Monismus und abstraktem Pluralismus. Ihre Formel lautet: Monades sunt modi substantiae aeterni.

* * *

[1] Ich sage „des Weltraums", nicht „der Welt oder Materie".

[2] Der horror vacui im psychologischen Sinne.

[3] Das ἄπειρον des alten Anaximandros, der nichtwägbare Aether der Modernen.

Digitized by Google

Man kann den Monismus Spinoza's den statischen, den Monismus Hegels den dynamischen nennen.

* * *

Man rügt es als Widerspruch, daß der Hegelianismus einerseits die Idee in keinem Einzelmomente ihrer historischen Entfaltung, vielmehr in der Totalität dieser Momente ihre adäquate Form und absolute Existenz finden läßt; andererseits den Anspruch erhebt — er, ein Einzelsystem — die absolute Philosophie zu sein. Dagegen ist zu erinnern, daß er zwar, als Einzelsystem, das Los aller Systeme teilt, daß er aber, als Synthese und Totalisierung der geschichtlich auf- und auseinander folgenden Philosophien, die er als aufgehobene Momente enthält, allerdings das Recht hat, sich nicht nur eine Philosophie, sondern die Philosophie zu nennen.

* * *

Wer, ohne sich dabei durch Aeußerlichkeiten täuschen zu lassen, das fin mot der Hegelschen Philosophie zu ernieren sucht, wird unschwer zur Einsicht gelangen,

Digitized by Google

in wie manchen Punkten die angeblichen Antipoden Hegelianismus und Positivismus sich berühren. Ist der Positivismus nicht im letzten Grunde Monismus, der Hegelianismus nicht echtester Evolutionismus? Kennt der Hegelianismus eine Transcendenz im herkömmlichen Sinne? Und ist nicht, auf positivistischer Seite, der Agnosticismus meist nur die Maske, hinter der sich die absolute Immanenz verbirgt? Ja, beruht nicht schließlich die Hegelsche Methode, diese bête noire der Positivisten, auf der Erkenntnis, daß, gleichwie die Genesis des menschlichen Körpers die Entwicklungsgeschichte der ganzen organischen Welt wiederholt und vollendend zusammenfaßt, also auch die Genesis der Grundkategorien des menschlichen Geistes ein Spiegelbild des ewig werdenden Universums ist? Natur, d. i. gesetzmäßige Entwicklung, setzt sich fort im Geiste, und wiederholt sich in der gesetzmäßigen Auf- und Auseinanderfolge seiner Grund- und Stammbegriffe. Dies hat auch ein Taine richtig erkannt, der wie kein anderer, die Wesensverwandtschaft von Hegelianismus und echtem Positivismus begriffen hat.

* * *

Digitized by Google

Nach Schopenhauer ist das Grundwesen Trieb oder Wille, nach Hegel Idee, Begriff, und daß Panthelismus und Panlogismus absolute Gegensätze bilden, gilt, zumal dem Frankfurter Philosophen selbst, als selbstverständlich. Wie aber, wenn dieser den Willen nach dem Schema der platonischen Ideen sich planmäßig und stufenweise zur Welt objektivieren läßt? Wie? wenn andererseits Hegel ausdrücklich und wiederholt erklärt, die Idee sei wesentlich Trieb sich zu realisieren;[1] wenn er vom Begriff sagt, er sei der Trieb, der sich durch die Objektivität hindurch seine Realität vermittelt;[2] wenn er das „Leben in seiner Substanz" als Trieb charakterisiert;[3] wenn endlich beide — Schopenhauer den „Willen zum Leben", Hegel die „Idee" — mit blinder Notwendigkeit sich als Welt realisieren lassen, beide den transcendenten Gott, beide die Willensfreiheit im spiritualistischen Sinne, beide die individuelle Fortdauer, mit einem Wort das „Jenseits" verneinen und die absolute Immanenz ver-

[1] Wissenschaft der Logik, B. II, S. 267 u. flg.
[2] Ebenda, B. II, S. 278. 362.
[3] Ebenda, B. II, S. 280 u. flg.

Digitized by Google

künden, wo bleibt, frage ich, der angeblich absolute Gegensatz beider Weltansichten?

* * *

Die (Hegelsche) Idee, meint Hartmann, sei gar nicht imstande die wirkliche Welt hervorzubringen. Ei! sie braucht sie ja gar nicht erst hervorzubringen, sie ist ja schon das Wirkliche an und für sich, der Inbegriff aller Wirklichkeit (τὸ ὄντως ὄν in der Sprache Plato's [1]).

* * *

Nach Plato ist die Welt ein seliger Gott, nach Schopenhauer ein unheilbarer Kranker. Daß aber letzterer diesen Kranken nicht Gott genannt wissen will und sich selbst den Atheisten beizählt, ist konsequenter und ehrlicher als Hartmanns theologisierende Manier. Zwar ist Hartmanns Welt nicht unheilbar krank und trägt sie in sich selbst das heilende Prinzip „Vernunft"; allein, wenn auch schließlich geheilt, ist und bleibt sie doch in alle Ewigkeit

[1] Wissenschaft der Logik, B. II, S. 271 u. flg.

Digitized by Google

Rückfällen unterworfen, und somit in letzter Beziehung nicht besser daran, als die „ewig unheilbare" Schopenhauers.

* * *

Der einzige Unterschied, der zwischen Hartmanns Metaphysik nach ihrer letzten Formulierung und dem materialistischen Monismus übrig bleibt, ist daß, nach jenem (Hartmann), die Welt einen Anfang genommen und zufällig da ist, nach diesem (dem Materialismus) sie ewig und notwendig existiert — im letzten Grunde derselbe Unterschied, der zwischen Epikur[1] und der Stoa besteht. In der That identifiziert Hartmann ausdrücklich den „Willen" mit der „Kraft" oder „Energie", und seine „Idee", „Vernunft" oder „unbewußte Vorstellung" ist weiter nichts als das Gesetz oder System von Gesetzen, innerhalb dessen der Wille zum Dasein gelangt. Die hinter beiden subsistierende unbewußte „Substanz" endlich ist doch wohl nichts anders, als was der ehrliche

[1] Dem freilich die Atome ewig, ihre Deklination aber, d. h. eben die Entstehung des Kosmos eine zeitliche ist.

Digitized by Google

Materialismus „Stoff“ oder „Materie“ nennt. Beide, die Philosophie des Unbewußten und der Materialismus, operieren mit denselben Kategorien und Prinzipien: Stoff, Kraft oder Energie und Gesetz. Nur daß jene neben diese Trias noch ein Viertes, das Unprinzip des Zufalls setzt, das der konsequente Materialismus mit vollem Recht ignoriert.

* * *

Also sprach Zarathustra: da war der Unglückliche in Wahnsinn verfallen, und Lombroso rieb sich selbstzufrieden die Hände.

* * *

Wer seine Lust hat am Leiden der Kreatur, der ist kein Uebermensch, sondern ein Unmensch, und wessen Standpunkt jenseits von Gut und Böse liegt, der ist ein Untermensch, ein — meinetwegen geniales — Menschentier, ein atavistisches Monstrum. [1]

* * *

1. Damit ist selbstverständlich nicht der persönlich durchaus humane und liebenswürdige Nietzsche gemeint. Ist etwa Goethe ein Teufel, weil Mephisto, der Sohn seiner Phantasie, ein solcher ist?

Wenn Büchner (am Sterbelager des Jahrhunderts, S. 117 und 138) die Welt mit einem Uhrwerk oder Musikwerk vergleicht „in welchem ja auch die Materie nicht als solche, sondern nur infolge kunstvoller Kombination die Stunde schlägt oder Töne hervorbringt", so darf man billig fragen: Wer ist denn aber der kombinierende Künstler? Offenbar doch nicht die „Materie als solche", sondern die ihr immanente Idee, der Geist, das Uebermaterielle in ihr. Und wenn Büchner weiter erklärt, daß wir nicht wissen und wohl niemals wissen werden, was Stoff, Kraft und Bewegung an und für sich sind, und daß das letzte Rätsel der Welt uns wohl verborgen bleiben wird, so frage ich: Ist das nicht der reine Kant, Lange, Spencer? Bedeuten diese Worte nicht eine Kapitulation des dogmatischen Materialismus, wie sie unsere Neu-Kantianer nicht unumwundener und vollständiger wünschen konnten? Und wozu denn noch das ewige Gezänke?

* * *

Digitized by Google

In der streng Hegelschen Terminologie giebt es eine „Vorstellung von Gott“ und einen „Begriff des Absoluten“, aber keinen „Gottesbegriff“.

* * *

Hegels Theologie ist anthropozentrisch und somit einseitig. Wahre Theologie ist theozentrisch, und wofern der θεός nicht abstrakt und von seiner Welt losgerissen existiert, kosmozentrisch.

* * *

Mit der Leistungsfähigkeit des Grundwesens- oder Willens müßte es recht traurig bestellt sein, wenn es ihm in der ganzen hinter dem „Heute“ liegenden Ewigkeit[1] — man bedenke des Wortes Tragweite! — nicht gelungen sein sollte, irgendwie und wo zu einer über Vergänglichkeit und Todesqual erhabenen Daseinsform — und wäre es auch nur die einer olympischen Gottheit — zu gelangen.

* * *

Erschöpft sich die ewige Bewegung vom Sein zum Bewußtsein im Menschen, und wenn nicht im

[1] Vgl. indes S. 20.

Einzelnen, ſo doch in der Gattung? Oder ſchreitet ſie über ihn hinaus zu transhumanen Daſeinsformen, um ſich in einem Allbewußtſein zu vollenden, das ſich zu unſerem Ichbewußtſein verhält wie der Kosmos zum Atom? Daß der menſchliche Geiſt dieſe Frage ſtellt, dürfte als Argument für die erſtere Annahme, daß ſie für ihn unlösbar, als Inſtanz für die letztere gelten.

* * *

Weder der Menſch der Gegenwart, noch der Menſch überhaupt in ſeinem Wiſſen und Können, iſt der „abſolute Geiſt“: er iſt lediglich Durchgangspunkt des Geiſtes auf dem Wege zum „Abſoluten“ in Macht und Erkenntnis. Auch der Menſch aller künftigen Jahrhunderte und Jahrtauſende, auch höher organiſierte Weſen, wenn ſolche auf ihn folgen ſollen, ſind wiederum Momente, Durchgangspunkte in der ewigen Entwicklung nicht ihr Abſchluß. M. a. W. es kommt überhaupt, innerhalb der Zeit und des zeitlichen Prozeſſes, zu keinem abſoluten Wiſſen und Können, oder, mit Hegel zu reden, zu keinem „abſoluten Geiſt“, und dieſer bleibt, innerhalb des menſchlichen (zeitlichen) Daſeins, ein Ideal, dem ſich der Geiſt aſymptotiſch nähert,

Digitized by Google

ohne es jemals (innerhalb der besagten Sphäre) zu erreichen. Entweder also giebt es überhaupt keine absolute Erkenntnis, kein adäquates Weltbewußtsein, oder es giebt ein Wissen, das nicht an einem Einzelmomente oder Einzelwesen innerhalb des Weltprozesses haftet, sondern dem All als höchster allumfassender Realität zukommt.

* * *

Wenn parallel mit den Bewegungen in unserem Zentralnervensystem Gedanken laufen, die sich in einem zeitlichen Ich zusammenschließen, warum sollte nicht parallel mit den ewigen Bewegungen im Weltall ewige Gedanken laufen, die sich in einem ewigen Ich[1] zusammenfassen, und als Willensbestimmungen (Naturgesetze) das All der Dinge beherrschen?

* * *

Gleichwie das Einzelbewußtsein nicht ausschließlich an einer einzelnen unter den das organische Individuum konstituierenden Monaden haftet, vielmehr in ihrer

[1] Vgl. übrigens S. 36.

Digitized by Google

Wechſelwirkung als das Zentrum ihrer konvergierenden Energien ſich erzeugt (S. 9), desgleichen iſt das Allbewußtſein, das denkbarerweiſe ſich aus der univerſellen Wechſelwirkung aller Einzelweſen und Einzelſyſteme erzeugt, nicht wieder ein „fenſterloſes“, egoiſtiſch in ſich abgeſchloſſenes Einzeldaſein, ſondern als ein Leben zu begreifen, das ſich in ewigem ſeligen Kreislaufe in die Welt ergießt und aus der Welt in ſich zurückfließt: ein Leben, in welches unſer Leben, wofern es auf das Ewige und Göttliche orientiert iſt, ſich im Tod hineinkontinuiert, ſo daß ſchließlich Alle daran Teil zu haben beſtimmt ſind. So iſt „Gott“, das „ewige Leben“, der „Himmel“, in den wir eingehen, eins und dasſelbe. So aber wird auch der Gerechtigkeitsidee genüge gethan, der zufolge nicht Einer Alles und alle übrigen wenig oder nichts ihr eigen nennen ſollen: jener Idee, die ſowohl in der johanneiſchen Lehre von der Liebe als Weſen Gottes, als in der kirchlichen Lehre von der Einheit dieſes Weſens in der Mehrheit der Perſonen ihren tiefſinnigen Ausdruck findet.

* * *

Digitized by Google

Pantheismus ist gleichbedeutend mit rationellem Theismus oder aber mit Atheismus, je nachdem er sich zur Lehre vom All-Ich bekennt oder sie als Widerspruch in adjecto verwirft.

* * *

Für die Wissenschaft hat der Streit zwischen rationellem Theismus und Atheismus keine oder nur untergeordnete Bedeutung, wofern sich beide zum absoluten Determinismus bekennen. Auch läßt er sich mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln nicht entscheiden. Für das Leben aber und die Erziehung des Menschen kann es nicht gleichgültig sein, ob er glaubt oder nicht glaubt, daß ein „allsehendes Auge" über ihm wacht, und auf diesem Gebiete behält der Voltaire-Kant'sche praktische Beweis seine volle Geltung.

* * *

Der Philosoph, der die praktische Vernunft und ihre Weisungen ignoriert, ist dem Seefahrer gleich,

Digitized by Google

der des orientierenden Kompasses entraten zu können meint.[1]

* * *

Der letzte durch praktische Vernunft erkennbare Grund der Welt ist nicht der Wille zum Leben als solchem, sondern der Wille zum Guten mittels des Lebens, nicht der Trieb zum Dasein um des Daseins willen, sondern der Trieb zum Dasein um des Guten willen, dem es als Rahmen und Folie dienen muß: die fein wollende Idee.

* * *

Das Schwanken des christlich-kirchlichen Gottesbegriffs zwischen Monotheismus und Polytheismus ist in Wahrheit keine Instanz gegen denselben, bekundet vielmehr das Bewußtsein, daß der Begriff der Zahl nur auf das Endliche, nicht auf das Unendliche und Göttliche Anwendung findet.

* * *

[1] Dieses einem französischen Aufsatz entnommene Fragment lautet im Texte: Le philosophe qui, à la recherche de la vérité, ne tient pas compte des faits de conscience, est comme un navigateur sans boussole. Il a son navire sûr

Daß ein dem nominaliſtiſchen (individualiſtiſchen, atomiſtiſchen) Denken ſo anſtößiges Dogma, wie die Trinität, in dieſer Geſtalt hat formuliert werden können, erklärt ſich nur dadurch, daß der Begriff der Perſönlichkeit bei den Alten die Bedeutung und Prägnanz nicht hatte, die er in der neuern Zeit gewonnen. Wäre ihnen „Perſönlichkeit“ gleichbedeutend mit ſchlechthin iſoliertem, in ſich und gegen das andere abgeſchloſſenen Für-ſich-ſein, und „Perſon“ mit „Monade“ oder „Atom“, dann freilich wäre und bliebe der Sieg des Athanaſianismus ein unlösbares Rätſel. Indeſſen pflegten ſie nicht in der ſchroffen Weiſe der Modernen das Einzelne vom Ganzen, das Individuelle vom Generellen und Sozialen zu trennen, ſondern ſtets mit dieſem in Verbindung zu bringen, und beide als konkrete Einheit zu begreifen. Kurz geſagt, die Perſönlichkeit war ihnen mehr Modus als Subſtanz, mehr Erſcheinungsform als Weſen und Ding an ſich.

---

et ses agrès (l'expérience), les conditions voulues de clarté et de calme relatif pour arriver à son but (la logique); mais il le manque faute d'orientation.

Digitized by Google

Und wer möchte sie darob tadeln! Fensterlose Monaden à la Leibniz giebt es ja thatsächlich nicht, und das Allgemeine, heiße es Volk, Staat, Weltgeist, Gott, ist am Ende in höherem Sinne Substanz und Realität als wir Einzelpersonen es sind.

* * *

Absolute Liebe ist absolute Selbstlosigkeit. Sie ist eine solche, die ohne Rest im „Anderen" aufgeht. Das absolute Selbst oder Ich ist der Widerspruch, der sich ewig im Setzen der Welt löst. In diesem, aber nur in diesem Sinne kann von einem solchen die Rede sein.

* * *

Sich hingeben an das Andere und im Zusammenschluß mit ihm ein höheres Dasein erstreben, in welchem beide Seiten als Momente sich aufheben, m. e. W. Liebe ist nicht nur oberstes Moralprinzip, sondern auch — und eben weil — oberstes metaphysisches Prinzip, Weltprinzip. Denn das ewige Zusichselbstkommen des Seienden im Bewußtsein oder Geist, welches Schopenhauer als blinden Lebenswillen und

Digitized by Google

absoluten Egoismus deutet, ist nur die Kehrseite seines ewigen Herausströmens aus sich, seiner ewigen Selbstentäußerung. Was zu sich kommt als Geist, ist stets ein solches, das erst aus sich herausgetreten, sich dahingegeben hat an das Andere; und das Allleben ist wesentlich nur dieses Hin und Her, dieser Pulsschlag der ewigen „Liebe", die stets in reicherem Maße zurückerhält, was sie giebt, um es wieder und wieder dahinzugeben.

* * *

Gerade der Theismus muß, wenn er konsequent sein will, die Ewigkeit der Welt behaupten: denn diese ist ihm der Inbegriff der realisierten göttlichen Gedanken, die aktualisierte göttliche Idee. Des ewigen Gottes Gedanken aber sind ewig wie er selbst. Also ist die Welt, ihrem substantiellen Inhalte nach, ewig. Denn dieser Inhalt ist kein anderer als die in ihr realisierten, göttlichen Gedanken. Ist aber die Welt, in ihrem substantiellen Kern und Inhalt betrachtet, ewig, so ist sie es überhaupt; denn die göttlichen Gedanken sind nicht, wie die unsrigen, derart, daß sie

Digitized by Google

erst nachträglich realisiert werden müßten: Sie sind an und für sich schon Realitäten, und Gottes Denken ist gleich Schaffen.

* * *

Sagt man dagegen: die göttlichen Gedanken (die Weltidee) sind zwar ewig, aber erst in und mit der Zeit in die Erscheinung getreten, sichtbar geworden, so frage ich: Was ist denn „in die Erscheinung treten?" Doch wohl nur Umschreibung des Zeitworts „erscheinen". Erscheinen aber ist doch wohl: Jemanden erscheinen, einem Wesen erscheinen, das als Glied und Bestandteil einer bereits existierenden Welt die Erscheinung entgegennimmt, wahrnimmt, perzipiert. Ohne dieses Jemand keine Erscheinung, ohne Subjekt kein Objekt. Alles Erscheinen setzt also eine daseiende Welt schon voraus. Und zu reden von einem „in die Erscheinung treten der Weltidee", als gleichbedeutend mit Weltschöpfung, hat keinen Sinn.

* * *

Wäre ein Analogieschluß vom Endlichen auf das Unendliche zulässig, so würde aus der Thatsache, daß

das natürliche ſowohl als das künſtleriſche Produzieren den Gipfel der Glückſeligkeit im endlichen Daſein bildet, folgen, daß das Sein Gottes, als des ewig Produzierenden, als des Erzeugers und Schöpfers ohn' Unterlaß, unendliche Seligkeit iſt.

* * *

Wenn Natur der Inbegriff der göttlichen Willensbeſtimmungen iſt, was ſoll das Uebernatürliche ſein?

* * *

Ihr urgiert die Jenſeitigkeit von Himmel und Hölle; indem ihr aber beide in den Weltraum ſetzt, überſeht ihr, daß ſich das Diesſeits ſo weit erſtreckt als dieſer, daß alſo ein Jenſeits im Raume wiederum ein Diesſeits wäre. Das Jenſeits iſt vielmehr dem Diesſeits immanent, iſt deſſen In- und Kehrſeite, deſſen Wurzel und Untergrund. Wohl der Seele, deren Jenſeits der Himmel, und wehe der, deren Untergrund die Hölle iſt! Denn im Tode ſchwindet ihr das Diesſeits, das ganze Diesſeits, aber auch nur dieſes.

* * *

Digitized by Google

Erſt das als immanenter Ur- und Untergrund des Diesſeits gedachte Jenſeits iſt im eigentlichen metaphyſiſchen Sinne tranſcendent — was es in der herkömmlichen Vorſtellung nicht iſt — nämlich ein Sein, das weder an die Form des Raums noch an die der Zeit gebunden, und nicht nur über dieſem beſtimmten Raum, in welchem ſich unſer Sonnen- und Fixſternſyſtem befindet, ſondern über allen Raum, über den Raum überhaupt erhaben iſt.

* * *

Unter den „höheren Geiſtern" verſteht ein moderniſiertes Chriſtentum die mutmaßlichen Bewohner der übrigen Planeten unſerer Sonne, ſowie der mutmaßlichen Planeten anderer Sonnen. Daß aber jene Planeten-Bewohner an Intelligenz und Macht über die Natur nicht weſentlich höher ſtehen als der Menſch, läßt ſich doch wohl aus der Thatſache ſchließen, daß es ihnen bislang ſo wenig als uns ſelbſt gelungen, irgend einen Verkehr mit anderen Weltkörpern herzuſtellen. Auch ihre Machtſphäre — ich ſage freilich

Digitized by Google

nicht ihre Erkenntnissphäre[1] — ist eine planetarisch beschränkte, keine kosmische.

* * *

Der Mensch: ein Robinson, den eine Urkatastrophe auf diese Insel Erde verschlagen hat. Er hat sie sich mittlerweile möglichst wohnlich eingerichtet, so wohnlich, daß er über der neuen Heimat die alte zu vergessen beginnt, und die stille Hoffnung, das rettende Schiff werde dennoch erscheinen, das ihn ins Vaterhaus zurückbringt, nachgerade im Sinken begriffen ist. Ob sie ihn wohl jemals gänzlich verlassen wird?

* * *

Alle Religion ist im letzten Grunde: Wille zur Fortdauer, Affirmation des Jenseits; in der Erscheinung: ein Ganzes, dem Lebenstriebe bezw. horror nihili entsprungener Vorstellungen (theoretische Religion, Mythologie, Theologie) und Handlungen (praktische Religion, Kultus). Das religiöse Vorstellen (Theologie),

[1] Auch unsere Erkenntnissphäre ist ja und wird immer mehr eine kosmische, zum Beweis die Ergebnisse der Spektralanalyse und Sternphotographie.

Digitized by Google

iſt die Urform der Philoſophie, das religiöſe Handeln, (Kultus) die Urform der Sittlichkeit.

* * *

Iſt Religion eine vorübergehende oder eine bleibende Erſcheinung, ein Stadium in der Entwicklungsgeſchichte des Geiſtes oder integrierender „Teil“ und unveräußerliches Gut desſelben? Sie wäre erſteres, wenn, wie einzelne Peſſimiſten annehmen, der Wille zum Leben nachzulaſſen und ſchließlich zu erlöſchen beſtimmt wäre. Wie aber dieſer Wille im Einzelnen nicht abnimmt, und der Menſch noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt, ſo wird er ſich auch im Geſchlechte behaupten, und mit ihm die von ihm unzertrennliche Religion. Ja, ſie wird, trotz der Klagen über zunehmende Glaubens- und Sittenloſigkeit, ihre Machtſphäre ſtufenweiſe erweitern, und bis ans Ende der Tage nach ihrer ſubjektiven Seite das bleiben, was ſie von Anbeginn geweſen, wenn ſie auch freilich in ihren Vorſtellungen und Kundgebungen nach außen dem allgemeinen Geiſtesfortſchritt ſich wird anpaſſen müſſen.

* * *

Digitized by Google

Glaube und Aberglaube sind sehr relative Begriffe. Dem geistig höher stehenden Glauben gilt jeder auf niederer Stufe stehende als Superstition, während er selbst wiederum einer gereifteren Weltanschauung als Aberglaube erscheint. So ist die griechisch-römische Religion dem sich über sie erhebenden Christentum Aberglaube, der Katholizismus wieder für den Protestanten, das orthodoxe Luthertum für den Rationalisten Superstition. Andersgläubigen gegenüber soll uns diese Relativität des Superstitions- und Religionsbegriffs zu Milde und Nachsicht stimmen.

* * *

Religionen können Nationen verderben — der römische Katholizismus hat Spanien zur Kleinmacht herabgedrückt und Polen zu Grunde gerichtet — aber Nationen, Rassen, können auch Religionen verderben: der Türke, die mongolische Rasse, hat den arabischen Islam, die einzige Religion, die im Prinzip zugleich reiner Monotheismus und Universalismus ist, zur kulturfeindlichen Macht degradiert.

* * *

Digitized by Google

Durch die in unseren Tagen immer schroffer und ausschließlicher sich gestaltende nationale Besonderung der christlichen Konfessionen verliert das Christentum mehr und mehr seinen Charakter als Weltreligion, und fällt damit auf die Stufe der antiken Volksreligionen zurück (Ruth 1, 16). Wie weit sich in dieser Richtung insbesondere die „orthodoxe" Kirche vom Ur- und eigentlichen Christentum entfernt hat, wie sehr ihr Gott, nicht der Gott der übrigen Europäer, geschweige der „Menschengott", sondern vielmehr der slavische Stammgott ist, zeigt sich jetzt[1] wieder auf höchst naive Weise in der Boris-Umtaufgeschichte.

* * *

Man kann von der katholischen Kirche und Kirchenlehre sagen, wie Hegel von der Natur, sie sei die Idee oder Religion Jesu im Andersein.

* * *

Wenn sich heute manche Protestanten dem Katholizismus zuwenden oder zuzuwenden scheinen, so ge-

[1] 1896.

Digitized by Google

schieht dies bei den meisten nicht so sehr aus Vorliebe für das römische Dogma, als vielmehr aus Ueberdruß am protestantischen: Da sollen sie an das Wunder glauben (Speisung der Fünftausend, Wandeln auf dem Meer u. s. w.) und wieder nicht glauben (Salette, Lourdes u. s. w.), an Offenbarung und Inspiration durch den heiligen Geist glauben (Bibel, einschließlich des „Predigers", des „Hohenlieds" u. s. w.) und wiederum nicht glauben (Tradition, Kirche, Papst) an die reale Gegenwart Christi im Abendmahle glauben (in, cum et sub . . .) und wiederum nicht glauben (Verwandlung, Messe); an die Gemeinschaft der Heiligen und die Kraft der Fürbitte glauben, wenn es sich um die Lebenden handelt, und wiederum nicht glauben, wofern die Heiligen im Jenseits und Maria an ihrer Spitze gemeint sind, u. s. w., u. s. w. Da sie aber im Rationalismus keine Befriedigung für Herz und Gemüt finden, und ein positives Christentum festhalten wollen, geben sie derjenigen Auffassung desselben den Vorzug, die wenigstens Logik und Konsequenz auf ihrer Seite hat.

* * *

Digitized by Google

Wenn sie freilich die paulinischen Lehren von der „Freiheit der Kinder Gottes“ und von der „Liebe die größer ist als Glaube und Hoffnung“ in ihrer Wahrheit erfassen und beherzigen wollten, so würden sie, statt mit der Religion des Glaubenszwanges zu liebäugeln, sich mit doppelter Freudigkeit zu ihrem, wenn auch noch so widerspruchsvollen und dogmatisch zerfahrenen Protestantismus bekennen.

* * *

Das Christentum Jesu ist aus Deutero-Jesaias (speziell Kap. 53) und Daniel 7, 13 (Kombination des leidenden Gottesknechts mit dem in den Wolken kommenden „Menschensohne“), das Christentum der Apostel aus den wiederholten Erscheinungen des Gekreuzigten, das katholisch-kirchliche endlich aus der Verbindung des apostolischen Glaubens mit der platonisch-philonischen Spekulation hervorgegangen.

* * *

Nächst seiner sittlichen Ueberlegenheit und der Erbärmlichkeit seines kindisch gewordenen Gegners ver-

Digitized by Google

dankt der Katholizismus seinen Sieg über die alte Welt vornehmlich dem Umstande, daß er keine zum Gemeingut der Gebildeten gewordene und Allen imponierende Naturwissenschaft vorfand.

* * *

Wie es keine katholische oder protestantische Mathematik, Physik, Physiologie, Psychologie geben kann, so giebt es auch, auf rein wissenschaftlichem Standpunkte, weder eine katholische noch eine protestantische Theologie, wofern unter „Theologie" Religionswissenschaft und nicht die Glaubenslehre einer bestimmten Religionsgemeinschaft verstanden werden soll. Eben deshalb dürfte auch, wenn unsere Universitäten ausschließlich nur die Wissenschaft als solche vertreten und nicht zugleich staatlichen, kirchlichen, überhaupt praktischen[1] Interessen und Zwecken dienen wollten, weder von protestantisch-theologischen noch von katholisch-theologischen Fakultäten (überhaupt von keiner konfessionell-theologischen Sektion) die Rede sein, und müßte vielmehr die

[1] Ja sogar industriellen Zwecken (in der Chemie).

Digitized by Google

Religionswissenschaft unter die Lehrgegenstände der philosophischen Fakultät eingereiht werden, wobei es jeder Religionsgemeinschaft überlassen bliebe sich in eigenen Lehranstalten ihren Klerus zu bilden. Dies wird voraussichtlich auch geschehen, wenn wir die freie Kirche im freien Staate haben werden. Bis dahin aber, Gott weiß wie lange, bleiben unsere „theologischen Fakultäten" Zwitterschulen, die weder dem wissenschaftlichen noch dem kirchlichen Interesse voll und ganz zu entsprechen vermögen.

* * *

In einer Hausbibel, wie sie unsere Kirche nicht nur das Recht, sondern die dringende heilige Pflicht hat, dem evangelischen Volke zu bieten,[1] dürften die historischen Bücher Alten Testaments, der Prediger, der Prophet Ezechiel und die Apokalypse nur im Auszug, das Hohe Lied unbedingt nicht figurieren. Ein Umriß der Geschichte Israels auf Grund der historischen Bücher des Alten Testaments, die Psalmen und

[1] Dieser Pflicht ist inzwischen durch die „Familienbibel" einigermaßen Genüge gethan.

Digitized by Google

Propheten, Hiob, die Sprüche Salomo's, die Apokryphen (etwa mit Ausschluß von Judith und Susanna und Daniel), die Evangelien, Apostelgeschichte und Episteln des Neuen Testaments, zum Schluß eine Auslese von Kernsprüchen des nichtkanonischen christlichen Schrifttums: dies wäre, m. E., der wesentliche Inhalt des „kleinen Kanons", der Hausbibel. Im übrigen müßten auch einzelne Schriften, insbesondere der Römerbrief, solche Kürzungen erfahren, die beim Hausgottesdienst ein fortlaufendes Lesen ohne selbstgemachte Korrekturen ermöglichten.

* * *

Wenn Vater Abraham (Lukas 16) dem reichen Mann in der Hölle entgegnet, „dessen Brüder würden auch dann nicht glauben, wenn Jemand von den Toten erstünde", und damit Recht hat, so sind wir doch im Lauf der Jahrhunderte — und wohl auch die Juden mit uns — empfänglicher für die Wahrheit geworden: denn wenn heute ein Verstorbener auferstünde, und nicht etwa nur als Gespenst einige Wochen unter uns herumhuschte, sondern en chair et

Digitized by Google

en os auf Erden fortlebte, und die Wahrheit der Christenlehre in Bezug auf das Jenseits durch Wort und That bezeugte, so würde dies sowohl in Israel als in der ungläubigen Christenheit einen ganz gewaltigen Eindruck machen, und den endgültigen Sieg des Evangeliums in aller Welt zur Folge haben. Man denke sich die Sensation, die heute eine Lazarusweckung vor den Thoren von Paris oder wo es auch sei, allenthalben hervorrufen würde. Wer sie vollbrächte würde wahrlich nicht gekreuzigt, sondern als Uebermensch und Gott verherrlicht werden.

* * *

Unglaublich mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit unsere Theologen, und gerade die geistig unbedeutenderen, mit dem Wort und Begriff Ewigkeit herumflunkern, als ob sie jemals auch nur fünf Minuten lang über dessen Tragweite nachgedacht hätten.

* * *

So manches, das mittelmäßige Geister klar, ja selbstverständlich finden, erscheint den besten und am

Digitized by Google

tiefsten angelegten rätselhaft. Ja, diese haben es mit dem eben zum Bewußtsein erwachten Kinde gemein, daß ihnen alles Rätsel ist.

* * *

«Credo quia absurdum (ineptum, impossibile)» und «mundus vult decipi» besagen im Grunde dasselbe. Dieses ist die Regel, jenes der Specialfall.

* * *

Der von den Juden erwartete Messias (χριστός, Gesalbter des Herrn) war ein Erlöser von der Fremdherrschaft und Wiederhersteller des Reiches Davids. Daß die Juden in Jesu, der weder in jener negativen, noch in dieser positiven Beziehung der „Messias" war, den Messias auch nicht fanden und erkannten, kann ihnen eben deshalb — wenn wir anders billig urteilen — nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Jesus freilich hielt sich, wenn auch erst zaudernd und gleichsam abwehrend, für den Messias,[1]

[1] Und zwar mit Recht, insofern seine Messiasidee von der des Volks wesentlich abwich.

und ging, in der vollen Ueberzeugung es zu sein, in den Kreuzestod. Und eben dieser Tod begründete das Christentum, welches demnach wunderbarerweise auf einem quid pro quo beruht. O glückliches Mißverständnis, könnte man, ein Wort Augustins umschreibend sagen, das die Welt zu erneuern vermochte!

* * *

Der Zweifel an der leiblichen Auferstehung Jesu und an der „Auferstehung des Fleisches" überhaupt würde positiverseits wohl minder scharf gerügt, wäre er nicht zumeist verschämter Zweifel an der persönlichen Unsterblichkeit.

* * *

Dasselbe gilt von der Leugnung des persönlichen Teufels: man wittert dabei — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — die Leugnung des persönlichen Gottes.

* * *

So wie das Trinitätsdogma sich nur aus dem tiefgehenden Unterschiede zwischen dem antiken und

Digitized by Google

dem modernen Persönlichkeitsbegriff erklärt, begreift sich auch die Lehre von der Gottesmutter nur aus der griechisch-römischen von der unsrigen wesentlich verschiedenen Gottesidee. Den Alten, wie übrigens dem Volksglauben aller Zeiten, ist der θεός nicht das Absolute als solches, sondern im Rahmen konkret menschlicher Persönlichkeit. Vollends den Griechen ist er nur der Mächtigste unter dem Gewordenen, keineswegs das Nichtgewordene. Daß die Götter — auch Zeus nicht ausgenommen — zwar unsterblich, aber entstanden, geworden, geboren sind, ist ihnen eine geläufige Vorstellung. Und so mochte der Ausdruck θεοτόκος für die aus dem Polytheismus hervorgegangenen oder doch ihm näher stehenden Christen nicht das anstößige und enantiologische haben, das es für die Juden und für uns Moderne hat, die wir den Begriff „Gott" mit dem des Absoluten, des schlechthin Unbedingten zu vereinerleien pflegen.

* * *

Die protestantische Dogmatik sträubt sich zwar gegen die „Mutter Gottes" (Bedingung des Unbedingten)

Digitized by Google

und behauptet, eine Mutter habe Christus nur als Mensch, nicht als Gott. Sie nimmt aber dabei keinen Anstand, ihm auch als Gott einen Vater zu geben: mit welchem Rechte? und im Namen welcher Logik? Wenn die Begriffe Gott und Unbedingt sich decken, ist ein gezeugter Gott nicht ein ebenso „bedingter Gott" wie ein geborener?

* * *

Die Objektivität des Gebets oder Gebetserhörung vermag der Christ nur so mit der Unwandelbarkeit Gottes (Jak. 1, 17) in Einklang zu bringen, daß er die von Gott als dem Willen zum Guten eingegebenen Bitten (deren Erfüllung und Gewährung also a priori im göttlichen Ratschlusse beschlossen ist) erhört werden läßt, wogegen die vom eigenen Geist (dem widergöttlichen „Fleischeswillen" oder Willen zum Leben) eingegebenen Begehren erfolglos bleiben. Dies ist freilich nicht mehr der naive Glaube an die Gebetserhörung, die eine Veränderung im göttlichen Wollen in sich schließt, es ist aber — und das ist doch wohl die Hauptsache — das Gebet im Geiste und

Digitized by Google

Sinne Jesu (nicht mein, sondern dein Wille geschehe!)[1]

* * *

Die Person Jesu ist göttlich, die Dogmen über sie menschlich, sehr menschlich.

* * *

Es ist eine verfehlte Taktik, wenn der Liberalismus, wie zumeist geschieht, lediglich die negative Seite seiner Theologie herauskehrt, und dadurch den Vorwurf des religiösen Nihilismus nicht nur hervorruft, sondern auch zu rechtfertigen scheint. Gegen diese Einseitigkeit reagiert zu haben, ist ein Hauptverdienst Ritschl's und seiner Schule.

* * *

Hie Paulus, hie Jakobus! Hie Glaube, hie Werke! — Als ob nicht der Glaube selbst das Werk der Werke, die Geistesthat κατ' ἐξοχήν bedeutete.

* * *

[1] Vorlesung von 1861. Denselben Gedanken finde ich bei Sabatier, Esquisse d'une philosophe de la religion, 1897.

Digitized by Google

Mutterglaube iſt wie Mutterſprache: er bleibt dem Herzen heilig und unantaſtbar, auch wenn Kopf und Zunge ſich ihm entfremdet haben.

* * *

Nicht alles ſoll uns Gott, aber Gott ſoll uns alles ſein.

* * *

Was ſoll dein Glaube, wenn der Gott und Heiland, den du bekennſt, nicht in dir geboren wird, in dir eine Geſtalt gewinnt?

* * *

Suche Gott nicht über den Sternen, auch nicht in dir, denn da findeſt du nur ſeinen Widerpart. In deinem leidenden Bruder, in der geſamten ſeufzenden Kreatur tritt er dir in Knechtsgeſtalt entgegen und wirbt um deine Liebe. Erbarme dich, und du haſt Gott gefunden!

* * *

Nicht allein vom chriſtlichen Dogma, auch von der chriſtlichen Moral und ihrem Zentralgebot, der Feindes-

Digitized by Google

liebe, gilt das Tertullianiſche ineptum et impossibile: es iſt „göttlicher Unſinn", „göttliche Utopie". Engel und Götter mögen es befolgen, für Sterbliche iſt es — wenigſtens direkt — unerfüllbar.

* * *

Was aber direkt unmöglich, iſt indirekt möglich: ich kann zwar — ſo lange ich Menſch bin, meine Natur die menſchliche iſt — demjenigen, der mich abſichtlich ſchädigt, zu Grunde richtet, aus der Welt hinausärgert, nicht das Gefühl entgegenbringen, das ich ehrlicherweiſe und rückhaltlos Liebe nennen darf (was in der chriſtlichen Welt dennoch ſo heißt, iſt Phraſe)[1]: ich kann aber um Jeſu und ſeines Gebotes willen ſo handeln, als ob dieſes Gefühl in mir vorhanden — ſo handeln, als ob ich den Feind liebte, und dadurch ſchließlich mir ihn zum Freunde

[1] Wie es übrigens ſchon wenige Jahrzehnte nach Jeſu Tod mit der Befolgung ſeines Gebotes beſtellt war, zeigt zur Genüge die Apokalypſe.

Digitized by Google

machen, den ich wirklich, thatsächlich und sans phrase lieben kann, lieben muß.[1]

* * *

Sittlich gut ist derjenige, der da will und nach Maßgabe seines Könnens bewirkt, daß die größtmögliche Summe von Glück[2] in der Welt sei.

* * *

Es wäre wohl keinem ernsthaften Denker je eingefallen, dem Eudämonismus den ethischen Idealismus entgegenzustellen, wenn es nicht eine Lust wäre tugendhaft zu sein.

* * *

---

[1] Bezeichnenderweise erläutert Jesus selbst sein Gebot durch die Worte: „Segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen, und bittet für die so euch mißhandeln und verfolgen (m. a. W. handelt als die Liebenden!)" Gefühle lassen sich überhaupt weder gebieten noch verbieten, und »l'amour ne se commande pas« ist eine triviale Wahrheit.

[2] Glück hier im Sinne des hebr. schalôm. integritas, incolumitas, salus.

Moral[1] ist Kunst, und zwar die höchste, die edelste, die göttlichste unter den Künsten: die sokratische Kunst nämlich aus unserem natürlichen Selbst ein geistiges, gottebenbildliches herauszumeißeln. Aber wie die höchste, so ist sie auch die schwerste. Denn hier ist nicht nur der von der Natur gebotene Stoff ein unendlich zäher und renitenter, sondern Künstler und Material sind zunächst eins und dasselbe, und jener muß sich erst aus diesem herausarbeiten, es muß zu jener schmerzvollen inneren Diremtion kommen, die das Christentum die „Wiedergeburt" nennt, damit der Stoff dem Künstler gegenständlich und von ihm überwunden werden könne (γνῶθι σεαυτόν). Und weil die schwerste, so ist sie auch die seltenste. Man geht mit überlegenem Lächeln an ihr vorüber, man nennt sie die trockene, die fade, die saft- und kraftlose Moral, und Gott sei's geklagt, gerade unter Christen hört man diese Sprache am häufigsten. Die Traube hängt eben zu hoch, und darum ist sie sauer.

* * *

[1] Im Unterschiede von der „Ethik", die eine Wissenschaft ist.

Ein mächtiger Sporn zur Tugend liegt in dem Gedanken, daß alles, was durch mich geschieht, zwar, wenn es böse ist, durch Reue und Umkehr „gut gemacht", nicht aber, und in alle Ewigkeit nicht, „ungeschehen" gemacht werden kann.[1]

* * *

Wie pharisäisch und antichristlich ist doch das Verhalten unserer angeblich christlichen Gesellschaft der νόθοις gegenüber! Wer ist denn letzten Endes der Vater der νόθοι sowohl als der γνήσιοι?

* * *

Es giebt eine heimliche Art des Tötens, die sehr viel grausamer ist als der Mord mit Keule und Messer. Sie besteht darin, daß man gutmütige und edeldenkende Menschen durch fortgesetzten stillen Aerger langsam zu Tode hetzt, weil man sich eben durch diesen Edelsinn vor Repressalien geschützt weiß.

* * *

[1] Was heute geschieht, ist für alle Ewigkeit geschehen. Vgl. Horaz, Carm. l. III Ode 29 ad Maecenatem, Str. 12.

Digitized by Google

Etwelche ſtreuen Blumen auf unſeren Lebensweg, um damit ein großes Unrecht zu verdecken, das ſie an uns thun. Auch mit Roſen flicht man Dornenkronen.

* * *

Der wahren Liebe Urquell iſt jenſeits von „Ich und Nicht Ich“: ſie iſt exkluſiv, niemals egoiſtiſch (1 Korinther 13, 5).

* * *

Den Unglücklichen, den man freundlich lächelnd aus der Welt hinausärgert, vergleiche ich den Opfertieren der Alten, die man bekränzt zum Altare führte.

* * *

Eigenſinn iſt ſo oft nur Mangel an eigenem Sinn und Urteil, der die Leute unfähig macht angelernte Meinungen und Gewohnheiten gegen vernünftigere zu vertauſchen. Darum ſind gerade die Eigenſinnigen zumeiſt die unbeſtändigſten Menſchen: das Selbſt, das ſie ſo keck zur Schau tragen, iſt ja ganz und gar nicht das Ihrige.

* * *

Digitized by Google

Der Ordenjäger iſt zu eitel um ſtolz — der Ordenverächter zu ſtolz, eitel zu ſein.

* * *

Iſt die Todesſtrafe, dieſes Ekel und Abſcheu erregende geſellſchaftliche Selbſterhaltungsmittel, unter dem Drucke der Verhältniſſe wieder eingeführt worden, wo ſie abgeſchafft war, warum ſollten die kommenden Geſchlechter nicht ein ähnliches mit der δουλεία oder der Leibeigenſchaft erleben, als einer für das Fortbeſtehen einer organiſch gegliederten Geſellſchaft unentbehrlichen, wenn auch in die Formen moderner Humanität einzukleidenden Inſtitution?!

* * *

Wenn mein ganzes Sein und Weſen ſich gegen Todesſtrafe, Viviſektion und andere „Zierden" unſerer chriſtlichen Civiliſation empört, ſo beweiſt dies leider nichts gegen dieſe ſelbſt, ſondern lediglich, daß ich zwar ein feinfühliger Menſch, aber weder zum Staatsmann, noch zum Mehrer der Wiſſenſchaft taugen würde.

* * *

Digitized by Google

Wir nennen oft Mitleid, was im letzten Grunde nur Rücksicht auf uns selbst, Altruismus, was barer Egoismus ist. Wir protestieren gegen Todesstrafe, Vivisektion und dgl., anscheinend um fremden Leidens willen, thatsächlich aber, weil dieses Leiden uns in Mitleidenschaft zieht, mit leiden macht, uns Unlust verursacht. Und ich frage: Würden wir uns in so hohem Grade für die Opfer einer erbarmungslosen Justiz und Wissenschaft interessieren, würden wir uns überhaupt um sie kümmern, wenn ihre Qual nicht von uns als die unsrige mitempfunden würde?

* * *

Naturam sequi! Jawohl, wenn es heißen soll: der Vernunft folgen; denn der Natur, ihrer Natur folgen alle, und so viele zu ihrem Verderben. Die Stoiker haben es auch in der That nicht anders verstanden. Daß sie aber φύσις und λόγος ohne weiteres identifizieren, zeigt, wie oberflächlich die antike Naturbetrachtung war.

* * *

Digitized by Google

Nicht in der Ueberbürdung, in ihrem Gegenteil liegt die Gefahr für unsere Jugend.[1]

* * *

Das Alter hat das Gute, daß es uns von der Herrschaft der Phrase befreit.

* * *

Die Geschichte ist eine vortreffliche Schule des nil admirari und stets dafür besorgt, daß wir weder ihre Erbärmlichkeiten unbedingt perhorrescieren, noch uns an ihren Größen über die Maßen erfreuen können. Tezels Ablaßkram hat zwar Luthers Reformation, aber diese den Jesuitenorden ins Leben gerufen.

* * *

Eine Modephrase neuester Geschichtschreibung macht den Revolutionen, insonderheit der französischen, den Vorwurf, daß sie keinen Sinn haben für das „Gewor-

[1] Nunquam vacat lascivire districtis, nihilque tam certum est quam otii vitia negotio discuti (Seneca ad Lucilium LVI).

Digitized by Google

dene", daß sie den Werdegang der Geschichte in gewaltsamer, unnatürlicher Weise unterbrechen. Als ob nicht auch die Natur (die φύσις oder das Werden κατ' ἐξοχήν) ihre unvermeidlichen Katastrophen hätte, die zwar plötzlich eintreten, aber in jahrhundertelangem Werden sich vorbereiten. Und als ob die Heilkunst nicht unter Umständen zu operativen Eingriffen schreiten müßte, um den Werdegang eines Uebels zum Heile des Patienten zu unterbrechen. Der Zopf, den die französische Revolution durchschnitt, fiel leider in eine Blutlache, aber — er fiel.

* * *

In gemischten Rassen (Engländer, Franzosen u. s. w.) scheint sich, zumal innerhalb scharf markierter geographischer Grenzen, ein kräftigeres Nationalbewußtsein zu entwickeln als in reinen. Uns Deutschen gehen leider beide Bedingungen ab.

* * *

Ueberall ist der Patriotismus in den mittleren Klassen am intensivsten, schwächer in den obersten,

Digitized by Google

am schwächsten und zumeist gleich null in den untersten Volksschichten, deren Wahlspruch: ubi bene, ibi patria. Daher die Leichtigkeit, womit das Christentum, das aus der Volksseele entsprungen und als „Evangelium der Armen" aufgetreten ist, die nationalen Schranken durchbrach und zur Weltreligion wurde. Auch unsere Sozialdemokratie ist international und vaterlandslos. Desgleichen ist im heutigen[1] Elsaß-Lothringen das Volk politisch gleichgültig, die höchsten Kreise versöhnlich, die bourgeoisie dagegen der eigentliche Sitz des französisch-patriotischen Protestes.

* * *

Wo das geistige Band der Stände, die Spracheinheit, zerrissen ist, da kann zwar noch von Bevölkerung, nicht mehr aber von einem Volk die Rede sein.

* * *

Sprachgrenzen sind Völkergrenzen und die einzig natürlichen. Bevölkerungen verschiedener Zunge

---

[1] 1889.

Digitized by Google

können wohl einen Staat oder Staatenbund, niemals aber ein Volk bilden. Ein belgiſches Volk, ein Schweizervolk, ein öſterreichiſches Volk giebt es nur dem Namen nach. Es giebt aber ein vlämiſches, ein franzöſiſches, ein deutſches, ein italieniſches Volk. Dies die Wahrheit des ſogenannten Nationalitätsprinzips.

* * *

Was liegt daran, ob eine Hiſtorie ſich einmal draußen im Raume abgeſpielt, wenn ſie ſich millionenmal im Geiſte des Menſchen zu ſeinem Nutzen und Frommen abgeſpielt hat und abſpielen wird? Iſt nicht geiſtiges Geſchehen in höherem und wahrerem Sinne Geſchichte als Atomentanz, die ſchlichteſte Legende inhaltſchwerer als geiſtloſe Thatſache?

* * *

Im Hellenentum, einſchließlich des vom Geiſte der Stoa beſeelten Römertums, hat der Menſch in ethiſcher Beziehung die höchſten Höhen und die tiefſten Tiefen erreicht: die moderne Welt ſteht dagegen unter dem Zeichen der Mittelmäßigkeit. Unſere Laſter ſind an-

Digitized by Google

ständiger und „natürlicher" geworden; dafür aber haben wir auch keinen Sokrates, Cato, Marc-Aurel, und werden wohl sobald keine erleben. Die letzten antiken Charaktere hat das Zeitalter der Renaissance und Reformation hervorgebracht, in welchen das Hellenentum auch nach der ethischen Seite wieder auflebte. Wie erbärmlich aber nehmen sich, neben dem sechzehnten Jahrhundert, die darauf folgenden aus!

* * *

Jerusalem und Rom, jedes in seiner Art und für sich allein der Menschheit eine Leuchte, im Bunde mit einander ein verzehrend Feuer.

* * *

Es muß auffallen, daß die größeren Christenverfolgungen gerade unter den wenigen edlen, beziehungsweise tüchtigen und pflichtbewußten Herrschern Roms stattfanden, während ein Commodus und Elagabal die Kirche unbehelligt ließen. Auf diese (die Kirche des zweiten, dritten, vierten und fünften Jahrhunderts) das Sprichwort: „Nenne mir deine Freunde und ich sage dir wer du bist", anwenden zu wollen, wäre überhaupt bedenklich. Denn ihre Feinde und Ver-

Digitized by Google

folger heißen Trajan, Marc-Aurel, Decius; ihre Freunde und Gönner, Konstantin der Große — Schurke und Familienmörder, und Chlodwig dito dito. Glücklicherweise sagt ein anderer Spruch: Menteur comme un proverbe.

* * *

Die Geschichte Europas von den Römern bis zur Gegenwart ist wesentlich der Kampf um Rhein und Donau.

* * *

Die Jungfrau von Orleans hat eben so sehr England von den Franzosen als Frankreich von den Engländern befreit, und vielleicht gerade ihr verdankt das moderne England seine Sprache, Literatur und scharf ausgeprägte Nationalität. Waren doch die damaligen britischen Könige und Edlen noch Dreiviertelfranzosen, und wären sie in einem dauernd beherrschten Frankreich erst recht wieder Franzosen geworden. In der insularen Hälfte ihres Reiches wäre das Angelsächsische, neben dem Keltischen, Volkspatois geblieben, und eine spezifisch englische Sprache und Literatur, eine von der französischen spezifisch verschiedene

engliſche Nation hätte es wohl nie gegeben: Great Britain hätte das Los der diesſeitigen Bretagne gehabt, wogegen Frankreich mit ſeiner überlegenen Kultur und mächtigen Aſſimilationskraft das bischen Angelſachſentum noch raſcher verdaut und gründlicher abſorbiert hätte, als es ehedem die Vorfahren Wilhelms des Eroberers aſſimiliert. O wie undankbar, dieſe Engländer!

* * *

Nennt's Witz des Zufalls, nennt's Ironie des Schickſals oder Fügung jener immanenten Gerechtigkeit, auf die ſich gerade die Franzoſen ſo gerne berufen: die beiden Souveräne, die Deutſchland am tiefſten demütigten, die Eroberer Straßburgs und Hamburgs, mußten — jeder durch einen Rieſenbock — dafür ſorgen, daß ihm (Deutſchland) das Schickſal Polens erſpart bliebe. Denn, daß es heute als Nation exiſtiert, verdankt es — nächſt Preußens zielbewußter Politik — zu allermeiſt dem Widerruf des Edikts von Nantes und der napoleoniſchen Kriegserklärung an Rußland. Ein proteſtantenfreundliches Frankreich hätte ja den

Digitized by Google

großen Kurfürsten[1] und zweifelsohne seine nächsten Nachfolger zu Verbündeten gehabt,[2] statt sie dem Kaiser in die Arme zu treiben, und man hätte den Untergang des alten Reiches samt dem Rheinbund unter französischem Protektorat hundert Jahre früher erleben können.[3] Einem Frankreich aber gegenüber, das mit Rußland verbündet geblieben wäre, hätte ein solcher Kleinstaatenbund, trotz Preußen und den Schöpfungen Friedrichs II., nur zu bald das Los Hamburgs und Lübecks teilen müssen.

* * *

Bismarcks Größe ist zweifelsohne in seiner hohen Intelligenz und gewaltigen Einbildungskraft, noch viel mehr aber in seiner unbeugsamen Willenskraft zu suchen. Er ist vor allem Anderen, ein Charakter;

---

[1] Thatsächlich hat der große Kurfürst 1679 und 1681 Defensivbündnisse mit Frankreich geschlossen, aber von 1685 ab sich wieder dem Kaiser zugewendet.

[2] Hat sich doch der eitle Friedrich I. so wie so mit Frankreich verstanden, weil dieses seine Königswürde anerkannte!

[3] Ohne Ravaillac's Dolch hätte man ihn sogar 200 Jahre früher, unter Heinrich IV., erleben können.

Digitized by Google

und wer mit hervorragender Mentalität Charakter verbindet, ist ein ganzer Mann. Dieser ganze Mann, diese Seltenheit ist's, die wir in Bismarck bewundern, umsomehr, als dieser geistigen „Ganzheit" und Größe eine das commun des mortels überragende Körpergröße- und Fülle entspricht: also auch so und in jeder Beziehung ein ganzer Mann ... Die Schattenseite dieser kraftvollen Mannheit ist Eigensinn, Schroffheit, maßloses Selbstgefühl; die Schattenseite des Bismarck'schen Geistes, Selbsttäuschung. Hat sich doch dieser Weitschauende bitter getäuscht über Frankreichs Hilfsmittel und Lebensfähigkeit, als er sich von Thiers drei Milliarden und Belfort abmarkten ließ; bitter getäuscht über die Widerstandskraft der katholischen Kirche, als er den Kulturkampf vom Zaun brach; bitter getäuscht über den politischen Einfluß fürstlicher Verwandtschaften, als er dem mit der englischen und russischen Dynastie verschwägerten Dänenkönige die (bedingungsweise) versprochene Rückgabe Nordschleswigs verweigerte, und sich so die künftige Königin von England und die jetzt verwitwete aber nicht minder einflußreiche Czarin

zu unversöhnlichen Feindinnen gemacht; bitter getäuscht endlich über die Möglichkeit einer Allianz zwischen dem autokratischen Rußland und dem demokratisch-republikanischen Frankreich, als er, der es Rußland zu danken hatte, daß er Elsaß-Lothringen einheimsen durfte, zu einer Revision des Vertrags von San Stefano die Hand bot. «Il n'y a que les grands hommes pour en faire de pareilles — et pour en avoir le droit.» Denn ein Riese bleibt er so wie so.

* * *

Genf ist durch die Angliederung Savoyens an Frankreich in eine ähnliche Lage geraten, wie Mülhausen nach dem Anschlusse des Sundgaus an die französische Monarchie (1648): es ist zur Enklave Frankreichs geworden, und ein Aufgehen in dasselbe in absehbarer Zeit scheint kaum vermeidlich. Mit Genf aber ginge auch die übrige Suisse romande für die Schweiz verloren. Nur bei einer Wiederabtrennung Savoyens oder mindestens des Chablais und Faucigny vom französischen Staate könnte von einer dauernden Unabhängigkeit Genfs und der französischen Schweiz die Rede sein, es sei denn etwa,

Digitized by Google

daß in Frankreich die Monarchie wieder hergestellt würde, womit wieder eine Scheidewand, und zwar die einzig ernsthafte, zwischen dem Klein- und dem Großstaate aufgerichtet wäre.

* * *

Zu den Merkwürdigkeiten der neuesten Geschichte zähle ich die Fortschritte des Französischen im Elsaß seit 1870. Sie erinnern an den gallus indicus, der, in vollem Laufe zu Tod getroffen, noch eine weite Strecke zurücklegt. Was französischer Liebesmüh in zwei Jahrhunderten nicht gelungen war, hat deutsche Treffsicherheit in wenigen Stunden fertig gebracht: Lissel, Christinel, Klärel sind über Nacht die reinen Pariserinnen geworden; Starkhans und Mehlbrüh sprechen grundsätzlich die Sprache Frankreichs, und ihre Sprößlinge rufen, nicht mehr wie ehedem zum Scherze, nein, mit ernsthaftester Miene: «Potamin, potamin!»[1] Selbst Brigitte muß mit Madame so

[1] Dieses verballhornte „Boden mein!" wurde zum ersten male im Sommer 1848 ausgesprochen, und der es aussprach, das war Schreiber dieses. Die Kameraden lachten, sagten's ihm

Digitized by Google

etwas wie franzöſiſch radebrechen, und ihr Küchenbuch franzöſiſch führen. Nicht 1789, nicht 1830 oder 48, 1870 hat ſie alle zu Franzoſen gemacht. Hätte ich die Geſchichte des Elſaſſes und ſpeziell Straßburgs zu ſchreiben, ich würde deren franzöſiſche Periode mit dem 24. Auguſt 1870 anheben laſſen.

* * *

Der Papſt Republikaner! Ihr ſtaunt über die nie dageweſene Paradoxie. Und doch iſt nichts erklärlicher. Der kluge Alte weiß ja recht wohl, daß, wenn einmal der Statthalter Chriſti von Republiken umgeben ſein wird, er als der alleinige Monarch übrig bleibt, und dann das Ideal Gregor's VII. erſt recht und noch vollſtändiger als unter Innocenz III. erreicht iſt.

* * *

nach, und bald ſagte es das ganze Viertel, die ganze Stadt. Si tacuissem!

Digitized by Google

Das individuelle Selbstgefühl des Franzosen macht ihn zum Republikaner, das nationale zum Monarchisten. Es frägt sich nun, welches von Beiden den Sieg behält.

* * *

Fesseln und dauernd gewinnen können mich nur solche Geister, die mit nüchterner Verständigkeit ein bißchen Mystik, mit Humor ein Quäntchen Melancholie verbinden. Die gaîté gauloise amüsiert, aber interessiert mich nicht.[1] Einen Leibniz, Kant, Goethe bewundere — einen Spinoza, Fichte, Schiller liebe ich. Jene bezaubern meinen Intellekt, diese mein Selbst.

* * *

Ist schuldvergebende Nächstenliebe das genuine Wesen des Christentums, mit welchem Rechte, frage ich dann, nennt sich ein Volk christlich und gar das allerchristlichste, dessen Seele der Nächstenhaß zu sein scheint?

* * *

[1] Was freilich nur beweist, daß sie kerngesund, und ich Neurastheniker bin.

Digitized by Google

Die Anpassungsfähigkeit des Deutschen ist eine passive, die des Franzosen eine aktive. Jener paßt sich dem Fremden, dieser sich das Fremde an.

* * *

Seltsam! In keinem Lande der Welt erlebt man so viele Apostasien, als im klassischen „Land der Treue".

* * *

Daß die drei idealsten Erscheinungen unter den Fürstensöhnen des neunzehnten Jahrhunderts, der Herzog Ferdinand von Orleans, Fürst Alexander von Bulgarien und „unser Fritz", der gemeinen Wirklichkeit, in die sie vielversprechend hineinleuchteten, frühzeitig entrückt und gleichsam mit Gewalt von ihr ausgestoßen wurden, weil sie ihren Glanz nicht ertragen konnte (Joh. 1, 10—11), mag Zufall sein, aber ein solcher, der einem Naturgesetz verzweifelt ähnelt und wenig geeignet erscheint, einer optimistischen Geschichtsphilosophie das Wort zu reden . . . Selig sind, die da — sehen, und doch glauben!

* * *

Digitized by Google

Nicht die Welt wird ſchlechter; im Gegenteil, in den objektiven Daſeinsbedingungen findet ein unleugbarer Fortſchritt ſtatt; aber wir Menſchen werden empfindlicher für das Schlechte, und dieſer Prozeß vollzieht ſich leider in raſcherem Tempo als jener.

* * *

Das moderne Leben zeigt das widerſpruchsvolle Bild einer fortſchreitenden Zuſpitzung der Individualität zum abſoluten Egoismus, und andererſeits ein fortſchreitendes Verblaſſen der Originalität und Aufgehen des Individuellen im Herdengeiſte. Eine unterſchiedsloſe Herde ſeelenloſer Egoiſten, wäre dies die moderne Menſchheit der Zukunft!

* * *

Gleichwie die Sonne durch Erwärmung der Erdoberfläche die dieſer zunächſt liegenden Luftſchichten mit erwärmt und nach oben treibt, ſo bewirkt die Sonne der Kultur ein Emporſtreben der niederen Schichten der Geſellſchaft, eine Wirbelbewegung, wodurch die oberen in ihrer Höhelage bedroht erſcheinen, und ein allmählicher Ausgleich der Standesunterſchiede

Digitized by Google

sich vollzieht. Ob dieses Labilwerden eines ehemals stabilen oder doch stabileren Gleichgewichts erfreulich ist oder nicht, kann nicht die Frage sein; es liegt in der Natur der historischen Entwicklung, und wir, die höheren Schichten, haben es ohnehin, ihrem Triebe folgend, durch Volksaufklärung und Volkserziehung nach Kräften begünstigt. Wie dürften wir darüber Klage führen!

* * *

Zu den allerdringendsten Aufgaben unserer Zeit gehört der Kampf gegen das aus barbarischer Vorzeit stammende, alten und neuern Völkern gemeinsame und bis jetzt von keiner Kultur überwundene Vorurteil von der „Gemeinheit" des Handwerks. Gemein ist das Geistlose, gemein ist nur das Geistlose. Keine Arbeit aber ist ausschließlich Körperarbeit. Ist etwa die Schreiberei des „Herrn Kanzlisten" ein geistigeres Geschäft, eine menschenwürdigere Thätigkeit, als die des kundigen Tischlers, Klempners, Mechanikers?[1]

* * *

[1] Ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δὲ τ' ὄνειδος, meint schon Hesiod, Werke und Tage, 311.

Digitized by Google

Ist Recht und Wahrheit auf Seiten des Sozialismus? Nein, wenn er dem Privatbesitz den Krieg erklärt. Ja und dreimal ja, wenn er den vornehmen Müßiggang an den Pranger stellt, und ihn durch unerträgliche Steuerlast erdrücken will, damit der überflüssige Mammon auf den dieser sich bettet, dem Staate, und durch den Staat der Arbeit zufließe, als das Kapital, dessen sie nicht entraten kann.

* * *

Nicht graue Theorien, Personen machen die Geschichte. Darum hoffe ich, daß, wie viele moderne Messiasse sich auch als falsche erwiesen haben und noch erweisen werden, einstens wieder der echte erscheint, der gottbegnadete Menschensohn, dem es gelingt, die Welt rein durch des Geistes Macht zu beherrschen, und ihr Zukunftsideal nach Maßgabe seines Vernunftgehaltes, in die Ausführung zu übertragen.

* * *

Schönheit, Güte, Wahrheit: ein und dasselbe Ideal[1] in dreifacher Beziehung zu Gefühl, Wille und Intel-

[1] Vgl. Plato, ed. Stallbaum IV, Proleg. ad Phaedrum VI.

Digitized by Google

lekt. Darum sind wir geneigt, echte Musensöhne für edeldenkende und wahrheitliebende Menschen zu halten,[1] und die es nicht sind, für unecht zu erklären.

* * *

Der gemeinsame Zug von Voltaire und Rousseau ist grenzenloses Selbstgefühl. Im übrigen sind sie Gegensätze, wie man sie sich kaum schroffer denken kann: Voltaire ganz und gar Verstand, esprit — was er an Gefühl besitzt, geht ohne Rest im Selbstgefühl auf. Er sieht denn auch im Menschen lediglich den Verstand und kennt nur zwei Kategorien von Adamskindern: Gescheute und Dummköpfe. Rousseau dagegen ganz und gar Affekt, Gefühl, Leidenschaft. Ihm ist der Mensch zunächst und vor allem ein empfindendes Wesen, eine S e e l e, welche Lust und Schmerz inne wird, genießt und leidet, und in der Regel mehr leidet als genießt. Voltaire sieht das Uebel mit dem Verstand, erkennt dessen Realität, beschreibt es in seiner

[1] Den Musikern, die sich bekanntlich mit besonderer Gehässigkeit zu befehden pflegen, mag die nervenüberreizende Natur ihres Berufs und Mediums zur Entschuldigung dienen. Uebrigens sind Wahrheit und Wirklichkeit keineswegs identische Begriffe.

Digitized by Google

meisterhaften Weise, und ist in der Theorie Pessimist; in der That aber mit der Welt wie sie ihm vor- bezw. zu Füßen liegt, trotz Lissabon und Jean Calas, recht wohl zufrieden und politisch und sozial entschieden konservativ. Rousseau, in der Theorie ein Optimist, ist thatsächlich ein mit sich und der Wirklichkeit zerfallener Pessimist und Allerweltskritiker. Er sieht das Uebel durch seine Leidenschaft hindurch, wird es inne und ist nicht bloßer Zuschauer und Reporter wie Voltaire, sondern als mit leidender über das Unrecht in der Welt empört. Mag immerhin in seiner Weltauffassung so manches krankhaft und überspannt, verschroben und falsch erscheinen, und ein gut Teil seiner Paradoxien auf Rechnung seiner Eitelkeit zu setzen sein, er empfindet, ist unter Larven eine fühlende Brust, und wir empfinden mit ihm, sympathisieren mit ihm trotz alledem und alledem. Und wie ihr beiderseitiger Affekt, so verhalten sich auch ihre beiderseitigen Erfolge zu einander. Voltaire's Werk ist, wie sein Affekt, mit einem blendenden Feuerwerk, das einen Haufen Asche hinterläßt, Rousseau's Leistung, wie sein Pathos, mit jenem unterirdischen Verbrennungs-

Digitized by Google

prozesse vergleichbar, der Urwälder verzehrt, und der Nachwelt Brennstoff auf Jahrhunderte erschafft.

* * *

Ich habe nie recht begreifen können, was die platonisierenden Aesthetiker, z. B. auch mein Liebling R. Töpffer in seinen Menus-Propos, sich eigentlich dabei denken, wenn sie sagen: Die letzte und höchste Quelle des Schönen, sowie auch des Wahren und Guten, ist Gott, oder ist in Gott. Ist denn Gott noch etwas anderes als das Schöne, das Gute, das Wahre? etwas, das nicht das Wahre, das Gute, das Schöne wäre? Und ist mit solchen und ähnlichen Wendungen etwas anderes gesagt als dies: Letzte Quelle des Schönen, Guten und Wahren, ist das Schöne, das Gute, das Wahre: eine leere Tautologie! Und im Grunde ist ja der Platonismus selbst nichts anderes als eine großartige Tautologie.

* * *

Die Lyrik der Herrnhuter und Mystiker gleicht stellenweise dem Blumenkelche, in welchem die Hauptangelegenheit des Lebens offen und naiv zu Tage tritt.

* * *

Digitized by Google

Tragisch im eigentlichen Sinne ist der Konflikt zwischen Gut und Böse, Geist und Natur, Ideal und brutaler Wirklichkeit nur wofern er mit dem Untergang desjenigen oder derjenigen abschließt, in denen er sich abspielt. Möge die Idee, die sich im tragischen Helden verkörpert, immerhin als solche den Sieg davontragen, er selbst muß als Individuum untergehen, und ist nur insofern tragisch als er untergeht. Die „Passion" kann daher, trotz Oberammergau und aller mittelalterlichen Passionsspiele, zu einer Tragödie im eigentlichen Sinne den Stoff nicht abgeben, denn Christi Untergang ist nur ein scheinbarer; auf den Kreuzestod folgt die siegreiche Auferstehung. Ueberhaupt hat innerhalb des eigentlichen und genuinen Christentums[1] das Tragische keinen Raum, weil hier die Schicksalsidee fehlt oder vielmehr in der der göttlichen Allmacht und Güte aufgehoben ist. Nur wo beide, Güte und Macht, als entgegengesetzte Potenzen gelten, ist ein Konflikt zwischen beiden denkbar, der nicht notwendig mit dem Siege des Guten endigt.

[1] Ich sage Christentum, natürlich nicht Christenheit! Aber Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. sind ja keine „Christen!"

Digitized by Google

V 7.19

Digitized by Google